Anekdoten

von

König Friedrich II.

von Preussen,

und

von einigen Personen, die um Ihn waren.

Nebst Berichtigung einiger schon gedruckten Anekdoten.

Herausgegeben

von

Friedrich Nicolai.

Viertes Heft.

Berlin und Stettin, 1790.

276 C

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

In der zweyten Ausgabe des ersten Hefts hatte ich zwar S. 31 versprochen, in diesem vierten Hefte den Hirtenbrief abdrucken zu lassen, den der König im Namen des Erzbischofs von Aix, im Scherze mit dem Markis d'Argens, drucken ließ. Da ich aber fand, daß er seitdem im *Tom. III.* der *Supplemens aux Oeuvres posthumes de Frédéric II.* S. 354 abgedruckt worden ist, so habe ich es unterlassen. Die Zeit der Fortsetzung dieser Anekdoten kann ich nicht bestimmen. Ich habe noch viel Vorrath; nur fehlt es mir an Zeit zur Ausarbeitung und zum Verificiren mancher Umstände. Dieß ist mehrentheils nicht so leicht, als es scheinen möchte.

Ich bin, auch wegen dieser Anekdoten, von dem Hrn. Hofrath von Zimmermann in Hannover, in seinen eben erschienenen Fragmenten über Friedrich den Grossen,

sen, auf eine auffallend unbillige Art behandelt worden. Ich bin mir bewußt, sie nicht verdient zu haben. Was ihn, nachdem er mich seit fünf und zwanzig Jahren seiner Freundschaft nicht unwerth hielt, so schnell bewogen hat, auf entgegengesetzte Weise zu handeln, muß ich dahin gestellt seyn lassen. Aufklärung, über die er so sehr seufzt, wird es wohl nicht seyn. Ich kann nicht umhin, ihn herzlich zu bedauern.

Vermuthlich wird es verschiedenen von meinen Lesern nicht unangenehm seyn, daß ich ihnen von einigen neuen engländischen Büchern, welche von dem verewigten Könige Friedrich *II.* handeln, hier einige Nachricht gebe, da neue Bücher dieser Art bey uns eben nicht allgemein bekannt sind. Es ist nicht uninteressant zu sehen, wie von Ausländern deutsche Gegenstände betrachtet werden. Berlin, den 30. März 1790.

Friedrich Nicolai.

Der berühmte Samuel Johnson, der selbst seine beßten Werke schrieb, um sein Auskommen davon zu haben, und der daher im größten und beßten Theil seines Lebens in Verbindungen mit Buchhändlern zu diesem Behuf war, arbeitete unter andern im J. 1756 an einer noch jetzt fortdaurenden periodischen Schrift: The literary Magazine †), woran damals auch der berühmte Garrik und D. Percy, nachheriger Bischof von Durham, Mitarbeiter waren.

Bey dem angehenden siebenjährigen Kriege ward die Aufmerksamkeit des engländischen Volks auf den König von Preußen gerichtet; Johnson schrieb also für dieß Magazin ein kurzes und sehr unbedeutendes Leben des Königs. Kurz vor dem Tode Friedrichs II waren durch die berühmten Memoires Sr. Excellenz des Herrn Grafen von Herzberg, vermit-

†) S. Life of Samuel Iohnson by Hawkins, oder Vol. I. der Works, nach der neuesten Ausgabe in XI Bänden in gr. 8. (London 1787) S. 351.

telst welcher dieser große Regent zuerst der Welt als der Wolthäter seines Volks gezeigt ward, und nach seinem Tode durch Seine unsterbliche gedruckte Werke, die Augen von Europa auf Ihn aufs neue gerichtet worden. Seitdem wird man auch in England wieder sehr auf Ihn aufmerksam. Gleich nach seinem Tode ist daher Sein Leben von Johnson in London neu gedruckt †), und eine Fortsetzung von Harrison hinzugefügt worden ††). Wenn der Namen Johnson in England nicht so sehr beliebt wäre, so hätte man dieß Leben, welches ohnedieß nur bis 1745 bis zum Dresdner Frieden geht, gewiß nicht wieder gedruckt. Zu seiner Zeit war es Waare für einen Platz in einem Magazine; aber man

†) So unbedeutend es ist, war es doch schon vorher in einer andern Sammlung: Davies 's Collection of miscellaneous and fugitive pieces S. 97 neu abgedruckt worden.

††) Memoirs of the King of Prussia, written in the year 1756 by the late *Samuel Johnson* L. L. D. with notes and a Continuation by Mr. *Harrison*, Editor of the british Classicks, Dr. Johnson's folio Dictionary &c. &c. — to which are added *Poems* written by the *King of Prussia* and translated into english by Dr. Hawkesworth &c. &c. XII. Numbers, London printed for Harrison and Co. 1786 gr. 8.

man hat es nicht einmal werth gehalten, es in die von Hawkins herausgegebene neue Ausgabe von Johnsons Werken zu setzen, ungeachtet darinn doch auch mancher Aufsatz steht, der nichts als ein Opus operatum ist. Johnson hatte keine Quellen als etwa die engländischen Zeitungen, und allenfalls des Königs Dissertation sur les loix, woraus er etwas anführt. Er war überhaupt von ziemlich saurer Gemüthsbeschaffenheit und sehr schneidend und wegwerfend in seinen Urtheilen †); dabey sah

†) Ich will nur eins von dergleichen Urtheilen anführen. Er erzählt S. 57: Der König habe über den Breslauer Frieden so geheim negociirt, daß der Marschall Belleisle, der in seinem Lager war, nichts davon gemerkt habe. Er setzt hinzu: „Es „ist dieß einer von den Meisterstreichen in der Po„litik, dergleichen die Menschen gar zu gern be„wundern mögen; aber es war doch nichts dazu „nöthig, als daß einige Menschen sich entschlossen, „zu schweigen". Solche Auslegung ist beynahe wie die Antwort des berühmten Johann Sebastian Bach, den jemand wegen seiner bewundernswürdigen Fertigkeit auf der Orgel pries. „Das „ist eben nichts bewundernswürdiges, sagte Bach, „man darf nur die rechten Tasten zu rechter Zeit „treffen; so spielt das Instrument selbst". Nur daß Bach aus Bescheidenheit ein ihm selbst ins Ge-

er mit dem pedantischen Stolze eines Stubengelehrten auf den König herab, und urtheilte oft sehr bitter und ohne Kenntniß. Hierinn weiset ihn sein Fortsetzer Harrison in verschiednen Anmerkungen sehr gut zurechte. Er hätte noch verschiedne seltsame Fehler bemerken können; z. B. die Schlacht bey Hohenfriedberg nennt Johnson die Schlacht bey Niedburg, vermuthlich aus Friedberg verstümmelt, und die Schlacht bey Soor, die er noch dazu ganz falsch beschreibt, nennt er die Schlacht bey Standenz Er hatte vermuthlich gelesen, daß der König im Lager bey Staudenz hätte vom Prinz Karl überfallen werden sollen, wo er aber nicht überfallen ward. Man sieht aus dem Zusammenhange seiner Erzählung, daß er glaubt, diese

sicht gegebenes Lob milderte, und daß Johnson eine wichtige That eines großen Mannes durch ein wegwerfendes Urtheil verächtlich machen wollte. Sein Fortsetzer Harrison urtheilt sehr recht von dieser Anmerkung Johnsons: „Wie leicht kann „man mit Rednerkünsten jede Art von menschli„cher Vollkommenheit heruntersetzen! D. John„son besaß diese Kunst in hohem Grade, und ist „in der Anwendung derselben eben nicht sparsam „gewesen“.

diese in Schlesien gelieferte Schlacht wäre in Sachsen geliefert worden. Den König Friedrich Wilhelm I beurtheilt er sehr ungerecht, schildert ihn als einen bloßen Geizhals und Tyrannen, und hat ganz falsche Nachrichten von ihm. Ueberhaupt wenn jemand, der die preußischen Staaten kennt, dieses Leben lieset, so glaubt er in einer terra incognita zu seyn.

Harrisons †) Fortsetzung ist, so weit die in England bekannten Quellen reichen konnten, noch ganz leidlich, wenigstens sehr billig gegen den König, den er allenthalben in einem sehr vortheilhaften Lichte zeigt, in dem er wirklich jedem Unparteyischen erscheinen muß. Die beygefügten Anekdoten sind, wie gewöhnlich, zur Hälfte falsch, oder doch unrichtig erzählt. Der übersetzten Gedichte des Königs sind mehr nicht als drey, nehmlich die beiden Oden an die Herzhaftigkeit und an den Tod, aus den Poesies diverses von Hawkesworth

†) Dieser Harrison wird auf dem Umschlage, Herausgeber von Johnson's Dictionary und den british Classicks genannt. Weiter kenne ich ihn nicht. Sein Vornamen ist nicht angegeben.

ziemlich steif übersetzt. Besser ist die bekannte schöne Epistel an Voltaire:

Croiés - moi, si j'étais Voltaire &c.

von John Gilbert Cooper Esq. übersetzt †). Dieß Leben ist übrigens mit einem von Heath gut gestochnen Bildnisse des Königs nach Pesne geziert.

* *

*

D. Johann Gillies, Mitglied sowohl der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften als der antiquarischen Gesellschaft in London, ist den deutschen Gelehrten als der Verfasser einer engländischen Uebersetzung der Reden des Lysias und Isokrates bekannt. Er setzte derselben eine historische Einleitung vor, über die Geschichte, Sitten und Charakter der Griechen, vom Schlusse des Peloponnesischen Krieges an, bis zur Schlacht bey Chäronea, die auch ins Deutsche übersetzt ist ††). Hernach gab er 1786 eine Geschichte

†) Diese Uebersetzung ward zuerst abgedruckt in Dodsley's Collection of Poems. Vol. VI. p. 281.

††) Göttingen und Bremen 1781, 8.

schichte von Altgriechenland und von dessen Pflanzstädten und Eroberungen, bis zur Theilung des macedonischen Reichs in Asien heraus. Er hatte das Glück, einen deutschen Uebersetzer †) zu finden, der ihn sonderlich im IIten Theile beträchtlich verbessert hat. Weniger bekannt ist es in Deutschland, daß schon 1784 eine griechische Geschichte vom Obersten Wilhelm Mitford, nachherigem Parlamentsgliede herausgekommen war, die meines Wissens nicht übersetzt ist. Gillies wollte zwar vorgeben, sein Werk wäre schon fertig gewesen, als Mitfords Werk herauskam; aber dennoch hat man ihn einigermaßen überwiesen, daß er hin und wieder Mitfords Werk ausgeschrieben habe.

Dieser engländische Gelehrte ging mit drey engländischen jungen Herren zweymal auf Reisen, und war 1772 und 1784 in Berlin. Er lernte etwas Deutsch, scheint aber daselbst nicht mehr beobachtet zu haben als andere Reisende, die es nicht verstehen; wenigstens merkt man es nicht in seiner

†) Die deutsche Uebersetzung ist in zwey Bänden in gr. 8. 1787 zu Leipzig gedruckt.

seiner Darstellung der Regierung Friedrichs II †) welche zu London 1789 herauskam. Er nennt es nicht Leben, denn er fängt mit dem Regierungs=antritte an. In allen militärischen Begebenheiten ist dieß Werk fast nur ein Auszug aus des Königs Histoire de mon tems und der Histoire de la guerre de sept ans. Wenn ihn dieser Führer verläßt, so irret er gleich andern Ausländern; und in dem Zeitraume vom Ende des siebenjährigen Krieges bis zu des Königs Tode ist dasjenige, was er nicht geradezu aus den berühmten Memoires des Grafen von Herzberg genommen hat, oft auf eine ganz seltsame Weise fehlerhaft ††).

Diese

†) A view of the Reign of *Frederick II* of Prussia, with a *Parallel* between that Prince and Philipp II of Macedon, *by John Gillies* L. L. D. F. R. S. and S. A. London, printed for Strahan & Cadell. 1789 gr. 8.

††) So sagt er z. B. S. 378, der König hätte seit 1763 in seinen Landen 264 neue Manufakturen eingeführt. An eben der Stelle scheint er sich einzubilden, das Depositum der Banko in Berlin werde vermittelst Papiergeldes bewirkt; so wie er sich auch S. 383 einbildet, die schlesischen Pfandbriefe wären für 20 Millionen Papiergeld. Bey der

Diese kleinen Fehler abgerechnet, welche sich bey allen Ausländern finden, wenn sie von deutschen Begebenheiten schreiben, hat dieß Buch manche

der Banko weiß er nur von dem Depositum der Pupillengelder, aber nichts von dem Depositum der im Rechtsstreite begriffenen Gelder, nichts von dem für jedermann so nützlichen Depositum der Privatpersonen, auch nichts von der so nöthigen und nützlichen Leihbank, ohne welche außerdem die Banko jene Depositen nicht würde annehmen können. Bey dem ersten Fond, den der König 1765 der Banko gab, hat er sich um eine kleine o versehen. Er giebt ihn zu 800'000 Thaler an, es waren aber 8'000'000 Thaler. S. 482 rühmt er an dem Könige sehr die Sorgfalt für die Erziehung seiner Unterthanen. Wie genau er sie gekannt habe, sieht man S. 483, wo er berichtet: der König habe für seine Bauern Schulmeister aus Sachsen kommen lassen, aber die höhern Stände, und diejenigen jungen Leute, bey denen Talente und Industrie am meisten hervorgeschienen, wären unter seiner unmittelbaren Aufsicht erzogen und mit den geschicktesten Lehrern aus Frankreich und Italien versehen worden. Selbst die so bekannten Umstände vom Tode des Königs sind S. 500 ganz falsch erzählt. Gegen den König Friedrich Wilhelm I ist Gillies, so wie viele andere Schriftsteller, mehrentheils sehr unbillig, erzählt auch ganz falsche Dinge von ihm.

manche Vorzüge. Gillies hat die vorzüglichsten Partien in des Königs Charakter im Großen gefaßt und richtig dargestellt. Er verehrt den grossen König. Die Schilderung dessen, was die preußischen Staaten unter Friedrich II geworden, S. 467 u. f. f. ist billig, und im Ganzen wahr. Sie würde noch vorzüglicher seyn, wenn Herr Gillies von verschiedenen Umständen genauer wäre unterrichtet gewesen. Es ist S. 487 u. f. f. von einem Engländer sehr merkwürdig, daß er auseinandersetzt: welche Vorzüge für das Volk eine monarchische Verfassung, wie die preußische, vor einer schlechten aristokratischen Verfassung habe.

Die Vergleichung Friedrichs II von Preußen mit Philipp II von Macedonien ist sinnreich und läßt sich mit Vergnügen lesen. Es ist merkwürdig, daß der König selbst in dem Corps politique de l'Europe, das er 1736 schrieb, die Politik Frankreichs seit Ludwig XIV mit der Politik Philipps auf eine sehr lehrreiche Art verglichen hat †). Herr Gillies scheint dieß nicht gewußt zu haben. Es ist unterhaltend, beide Aufsätze zu vergleichen. In dem

†) S. Oeuvr. posth. de Frédéric II Tom. VI S. 36 u. f. f.

dem einen sieht man einen scharfsinnigen Gelehrten, den die Anschauung beider großen Charaktere erwärmte, und deren Vergleichung seine Geisteskräfte angenehm beschäftigt; in dem andern einen jungen Prinzen, mit dem Geiste der Alten genährt, der sie in Rücksicht auf seine künftige eigene Regierung gelesen hat, und die Politik Frankreichs betrachtet und überschauet, damit sie für ihn selbst lehrreich werde, wenn er selbst in kurzem ein Gegenstand derselben werden möchte. Seit zweytausend Jahren hatte gewiß kein Prinz oder König die alte und neuere Geschichte so studirt wie Friedrich II.

* *

*

Joseph Towers ist D. der Rechte, ein Geistlicher von der dissentirenden Partey †), und ein

durch

†) Es ist in England nicht ungewöhnlich, daß auch Geistliche die Würde eines Doktors beider Rechte (Doctor of Laws) annehmen. Die presbyterianischen Geistlichen erlangen diese Würde gegen ein Billiges von den Universitäten in Schottland. S. Wendeborns Zustand von Großbrittannien, IVter Band, S. 238. Die Doktorwürde giebt in England, sogar in der Hauptstadt, ein gewisses Ansehen,

und

durch theologische, politische und litterarische Schriften nicht unbekannter Schriftsteller. Besonders hat er eine britifh Biography in neun Bänden in 8. herausgegeben, und mit D. Kippis und einigen andern Gelehrten, eine neue ganz umgearbeitete Ausgabe der Biographia britannica †) unternommen. Dieser D. Towers hat auch das Leben und die Regierung des Königs in zween Oktavbänden beschrieben ††), den er durch einen seltsamen Fehler Friedrich den Dritten nennt, vermuthlich weil er der dritte König seines Hauses war. Dieser Schriftsteller ist sorgfältiger als die andern engländ-

und man bezeichnet diejenigen, die sie besitzen, selbst im gemeinen Leben, wenn man sie anredet und wenn man von ihnen redet, mit diesem Titel. Daher kommt es, daß Gelehrte ihn oft suchen.

†) Biographia britannica or the Lives of the most eminent persons who have flourished in Great-Britain and Jreland, digested after the manner of Mr. Bayle's Dictionary. Im Jahre 1789 ist der IVte Folioband dieses Werks herausgekommen, der erst bis D geht.

††) Memoirs of the Life and Reign of *Frederik the third*, King of Prussia. By Joseph Towers L. L. D. in two volumes. London printed for Charles Dilly 1788, gr. 8.

engländischen Lebensbeschreiber des Königs, und hat mehr Bücher gebraucht, als die andern. Er kennet Pöllnitzens Memoiren, eine engländische Uebersetzung von Mauvillons Leben Königs Friedrich Wilhelm I (von welchem er sich einbildet, es sey ursprünglich deutsch geschrieben worden), des Königs *Memoires de Brandebourg*, des Generals von Stille *Campagnes du Roi de Prusse*, Bielefelds Briefe, die Korrespondenz des Königs mit Suhm, des Königs Instruktion an seine Generale, die engländische Uebersetzung eines ziemlich unzuverlässigen französischen Traktats, *Observations sur le militaire de Prusse*, die engländische Uebersetzung der Reisen eines Franzosen, Lloyds Anfang der Geschichte des siebenjährigen Krieges, die *Memoires historiques* des Grafen von Herzberg, die engländische Uebersetzung von den in Berlin bey Unger herausgekommenen Anekdoten, und andere Bücher mehr; und man siehet, daß er diese Quellen, so gut sie waren, nebst dem, was er in den alten engländischen Zeitungen und Magazinen gefunden, sorgfältig gelesen, und mit einander verglichen hat. Die Werke des Königs waren noch nicht heraus, da er schrieb.

Also an gutem Willen hat es ihm nicht gefehlt. Er hat auch die so unzuverlässige zu Strasburg in VI Bänden herausgekommene Vie de Frédéric II und sogar die Vie privée, die man Voltairen zuschreibt, sehr viel gebraucht. Es macht ihm Ehre, daß er ihnen fast allenthalben, wo sie auf eine grobe Art unbillig sind, nicht ganz blindlings folgt. Indessen sind nicht wenig falsche Nachrichten aus diesen trüben Quellen in seine Geschichte geflossen. Ich wundere mich übrigens sehr, daß man von diesem Buche von Towers eine deutsche Uebersetzung angekündigt hat. Für einen Deutschen ist es so wenig brauchbar, als selbst das besser geschriebene Werk des Gillies. Für Engländer mögen solche Bücher ganz nützlich seyn. Die Menge kleiner Fehler und falscher Gesichtspunkte fallen dort nicht so auf; und wenn man noch gar nichts von einem Gegenstande weiß, ist man zufrieden, wenn man nur etwas davon erfährt. Deutsche sollten sich aber schämen, so unzuverlässige fremde Bücher über einen deutschen König übersetzen zu wollen. Zwar freylich sollten wir uns auch schämen, daß wir selbst noch kaum eine gut geschriebene originaldeutsche Lebensbeschreibung des großen Königs haben, wenn man einen kleinen Versuch in Wielands

lands Deutschem Merkur ausnimmt, der aber nur ganz kurz ist.

In dem Werke des D. Towers findet man ein wohlverdientes Lob des edlen Menschenfreundes, des Herrn von Rochow zu Rekahn, da wo man es gerade nicht suchen sollte, nemlich in der Beschreibung der Schlacht bey Lowositz †), in welcher er verwundet ward. Ich glaube, es wird meinen Lesern angenehm seyn, wenn ich D. Towers Worte hieher setze:

„Unter den preußischen Officieren, welche in der „Schlacht bey Lowositz verwundet wurden, war „auch der Herr von Rochow, dessen ungewöhn„lich liebenswürdiger und vortreflicher Charakter „verdient angeführt zu werden. Er verließ wegen „der Wunden, die er in dieser Schlacht empfing, „nachher den Kriegsdienst, und lebte auf seinem „Landgute Rekahn bey Brandenburg als ein Phi„losoph. Hier beschäftigte er sich damit, bey sei„nen Unterthanen, und überhaupt bey den Armen „in seiner Nachbarschaft die Moralität zu verbessern, „und ihre Glückseligkeit zu vermehren. Er nahm „Schulmeister an, welche er besser als gewöhnlich

)( )(2 „besol-

†) Tom. II. S. 45.

„besoldete, um die Jugend in den ihr nützlichen „Kenntnissen zu unterrichten, und ihr Grundsätze „der Gottesfurcht und Tugend einzuprägen. Er „bemühete sich, eine vernünftige Art der Erzie„hung einzuführen, und errichtete auf seine Kosten „Landschulen auf seinen Gütern Rekahn und Get„tin. Durch diese und andere wohlthätige Bemü„hungen machte er sich, nachdem er den Kriegs„dienst verlassen hatte, um das menschliche Ge„schlecht noch mehr verdient, als wenn er in dem„selben noch ferner verharrte“.

Man sieht, daß dieser engländische Schriftsteller nur einen Theil der Verdienste des edelmüthigen Mannes kennt; denn er sagt nichts von der eigenthümlichen Vortreflichkeit der Schulmethode des Herrn von Rochow, und daß sie von ihm selbst ganz neu erfunden worden; auch nichts von dessen vortreflichen Schulbüchern, besonders vom Katechismus der gesunden Vernunft.

* *
*

Von den bey Unger in Berlin herausgekommenen Anekdoten und Charakterzügen des Königs sind die sieben ersten Hefte unter folgendem Titel ins Engländische frey übersetzt: Characteristick Anecdo-

Anecdotes and miſcellaneous authentic Papers, tending to illuſtrate the Character of Frederic II late King of Pruſſia with explanatory notes and Obſervations by B. H. Latrobe; London printed for Stockdale, 1788. Ein Band in gr. 8. Der Ueberſetzer glaubt, dieſe Anekdoten wären unter Autorität des jetzigen Königs bekannt gemacht worden. Die beygefügten Anmerkungen ſind ſehr unbeträchtlich, und zuweilen, wenn er etwas zu erklären vermeint, fällt er in einen neuen Irthum. Dieſer Herr Latrobe iſt ein Schweizer, der ſich ſeit einigen Jahren in London aufhält, und ſoll zur herrnhuthiſchen Brüdergemeine gehören. Man hat von ihm eine engländiſche Ueberſetzung von Cranz Geſchichte der Brüdergemeine, 1780, 8. und der Unitas fratrum, 1775, 8.

* *
*

Eine andere Ueberſetzung der acht erſten Hefte dieſer Sammlung führt den Titel: Anecdotes and Characteriſticks of Frederick the Great, late king of Pruſſia, ſelected and translated from eight original Volumes in the German Languages, by F. A. W. II Voll. in 12. printed for Richardſon, 1788.

*   *

*

Auch das französische Strasburgische Leben des Königs ist ins Engländische übersetzt und zu London bey Debrett 1789 gedruckt. Die ungereimtesten falschen Erzählungen (z. B. die von dem Husaren und von der Mühle bey Ratibor, die ich im IIten Hefte S. 185 u. f. f. rügte) werden durch diese Uebersetzung in die engländischen Magazine als Wahrheit fortgepflanzt. Man sehe z. B. das European Magazine, 1789 Aug. S. 115.

*   *

*

Im Jahre 1789 kam in London ein im Grunde sehr unbedeutendes Schauspiel zum Vorschein: The english Tavern at Berlin, a Comedy in three Acts. London printed for Elizabeth Harlow, 1789 gr. 8. Die Idee scheint aus unsers Engels Edelknaben genommen zu seyn, doch ist sie ganz verändert. Es ist darinn ein Reitpage nebst dessen unglücklicher Mutter, und, anstatt des Fürsten im Edelknaben, der König Friedrich II von Preußen auf das Theater gebracht †). Die

†) Sogar noch bey Lebzeiten des Königs ward Er auf einem deutschen Theater vorgestellt. Im J. 1781

Die Berlinische Monatsschrift hat uns im Februar d. J. den Auszug eines spanischen Schauspiels gegeben, in welchem auch der König vorgestellt ist. Das gegenwärtige könnte ein Gegenstück dazu seyn.

)( )(4 Damit

J. 1781 kam ich um zwey Tage zu spät nach Karlsruhe, um den 29. August in der mittlern fürstlichen Orangerie, von der Felix-Bernerischen Gesellschaft Tänzer und pantomimischer Kinder vorstellen zu sehen: Arno, ein militarisches Drama, von Joseph Maria Babo (welches auch gedruckt ist). In demselben war Friedrich II in Preußen, in der Staatsuniform seiner Garde zu Fuß vorgestellt worden. Auf dem Komödienzettel war der Namen des Königs der Merkwürdigkeit wegen mit großer Text-Frakturschrift gedruckt. Der Schauspieler, der den König vorstellte, hieß Herr Haslinger. Eine neue Merkwürdigkeit war, daß an eben diesem Tage, in einem großen pantomimischen Ballette, eben dieser Herr Haslinger (laut des Komödienzettels) sich in einem besondern Charakter im Tanzen zeigte, nemlich: — man rathe einmal — als einen kroatischen Zwiebelverkäufer. Es hätte einem dabey die spanische Passionsvorstellung einfallen mögen, die Clark in Madrit sah, wo ebenderselbe Schauspieler, der die Person des Herrn Christus vorstellend, gekreuzigt worden war, hernach eine Sarabande tanzte.

Damit man sehe, wie dieser Engländer sich ungefähr den König vorgestellt hat; so will ich aus dem dritten Aufzuge den zweyten Auftritt übersetzen. Der König hatte den Reitpagen (welcher hier Lambert heißt) als Kurier in einem wichtigen Geschäfte weggeschickt. Er kommt im ersten Auftritte des dritten Auszugs, vor Anbruch des Tages zurück ins Vorzimmer des Königs, legt den mitgebrachten Brief neben sich auf den Tisch und schläft auf einem Stuhl aus Müdigkeit ein. Der König, in völliger Uniform, in Stiefeln, mit Huth und Degen, und mit einem Lichte in der Hand, kommt heraus, und sagt folgendes:

„Es ist noch niemand zu sehen. Ich bin diesen „Morgen früher als gewöhnlich aufgestanden". (Er setzt das Licht auf den Kamin, und greift in seine Tasche). „Was für Briefe bekam ich gestern"? (Er zieht einige Briefe heraus und siehet auf die Siegel). „Ah, der ist von meinem Leibarzt. Er giebt „mir immer Rath, wenn ich keinen verlange; „aber er versäumt auch keine Gelegenheit, sich ihn „wohl bezahlen zu lassen". (Er sieht einen andern Brief an). „Von dem Finanzminister! Gewiß wieder neue Auflagen, ob er gleich immer seine Sparsamkeit rühmt". (Er sieht einen andern an).

„Die-

„Diesen Brief kenne ich nicht“. (Er öffnet ihn und lieset). „Ah! Ein Prediger bittet um eine Stelle „(a living), ungeachtet ich mich wohl erinnere, daß „er schon zwey oder drey bekommen hat †) Ich „wünschte, ich könnte diese Herren etwas von der „Mäßigkeit lehren, die sie andern predigen“. (Er sieht einen andern Brief an). „Der ist vom Pre„mierminister. Den will ich noch in vierzehn Ta„gen nicht aufmachen. Sein Stolz verdient eine „kleine Demüthigung. Ich will ihm bald zeigen, „daß er nicht der einzige gescheute Mann im Lande „ist“. (Er besieht einen andern Brief). Ich glaube, „der ist wieder von einem Prediger“. (Er öffnet und lieset). „Nein! von einer Predigerwittwe. „Sie bittet um einen Theil der Einkünfte von ihres „Mannes Stelle, um ihre Kinder zu erziehen. Das „ist zwar nicht Rechtens, aber es scheint billig zu „seyn; also will ich Befehl dazu geben“.

)( )(5 Man

†) Hier ist Deutschland mit England verwechselt. In England kann ein Geistlicher bekanntlich drey oder vier Stellen haben. Der Besitzer einer solchen Stelle heißt der Rector, und er hält sich zu einer jeden Stelle einen Vikar, der für eine ihm gezahlte kleine Summe so lange die Dienste verrichtet, indeß der Rector die Einkünfte ziehet. Die Stelle eines Rector's heißt auf engländisch a living, weil man gewöhnlich schon von Einer solchen Stelle bequem leben kann. Im protestantischen Deutschland ist es umgekehrt. Es wäre sehr oft wohl nöthig, die Einkünfte von drey Predigerstellen Einem zu geben, damit *a living* herauskäme.

Man siehet, der engländische Verfasser hat von der Billigkeit und Beurtheilungskraft des Königs einen vortheilhaften Begriff. Aber der Leibarzt dieses Königs, welcher ihm Rath giebt, den er nicht verlangt, und sich denselben bezahlen läßt Der Premierminister Friedrichs II! Der König, der einen Brief in vierzehn Tagen nicht aufmachen will, um den Stolz des Premierministers zu demüthigen! Das alles ist gar zu allerliebst!

* *

*

Eine Engländerinn muß ich noch erwähnen, die Frau Esther Lynch Piozzi, ein Frauenzimmer von vielem Geiste und Witze, und selbst von Gelehrsamkeit. Sie war an einen reichen Brauer, Herrn Thrale verheurathet, (nächst dem berühmten Whitebread dem größten Brauer in London), der nachher auch Parlamentsglied ward. Der so berühmte D. Samuel Johnson war ihr besonderer Freund, und hielt sich oft auf ihrem Landgute Streatham auf. Nach ihres ersten Mannes Tode heurathete sie einen Italiäner Herrn Piozzi, sehr

wider

wider Johnsons Rath, wodurch die Freundschaft unterbrochen ward.

Sie hat einen Band Anekdoten von Johnson, †) desgleichen zwey Bände Briefe von Johnson an sie, und einige von ihr an ihn herausgegeben ††). Die Korrespondenz zeigt, daß dieser gelehrte Starrkopf im häuslichen Leben unter ganz vertrauten Freunden sehr liebenswürdig war. Sein herzlicher Antheil an dem Wohle des Hauses, an allem, bis zu den kleinen Angelegenheiten und Spielen der Kinder, zeigt ihn in einem sehr angenehmen Lichte. Seine Briefe sind so leicht, so naiv und natürlich geschrieben, man möchte ihn hin und wieder für eine männliche Sevigné halten. Man sollte dieß diesem Manne, der sonst in seinen Büchern ziemlich schwerfällig schrieb, und wegen seiner Affektation neue Wörter zu prägen, mit Recht getadelt ward, (so daß er sich deshalb bekanntlich eine

Satyre

†) Anecdotes of the late Sam. Iohnson L. L. D. during the last twenty years of his life, by *Hester Lynch Piozzi*. London, printed for Cadell, 1786 gr. 8.

††) Lettres to and from the late *Samuel Iohnson* D. D. to which are added some poems never before printed, published by *Hester Lynch Piozzi*, in II Volumes, London, printed for A. Strahan, 1788 gr. 8.

Satyre unter dem Titel: Lexiphanes zuzog), am wenigsten zugetrauet haben. Die Briefe der Frau Piozzi sind witzig, angenehm, gut geschrieben, aber etwas gesucht; man merkt es zu sehr, daß sie schön schreiben will. Sie würden mehr gefallen, wenn sie nicht unter Johnsons Briefen ständen.

Dieses Frauenzimmer that im Herbste 1784 eine Reise nach Frankreich und Italien, von welcher sie im Winter 1786 durch Deutschland zurückkehrte, und hat diese Reise in einem besondern Werke von zween Bänden beschrieben †). Ihre Reflexionen gehen eben nicht tief, und das Buch ist sehr nachlässig geschrieben; indessen läßt es sich sehr angenehm lesen, wegen der Gutmüthigkeit und heitern Laune der Verfasserinn, zum Theil auch wegen des Witzes, ob er gleich zuweilen ein wenig gesucht ist und die Begierde zu glänzen verräth, besonders aber wegen mancher artigen Bemerkung, über Kunstsachen, über die häuslichen Sitten und die Konversation in verschiedenen Ländern.

In

†) Observations and Reflections made in the course of a Journey trough France, Italy and Germany; by *Hester Lynch Piozzi*, in two Volumes. London, printed for Strahan, 1789 gr. 8.

In ihren Urtheilen ist die Frau Piozzi freylich zuweilen ziemlich unglücklich. Sie klagt sehr, daß ihr in Deutschland der Mangel der Kenntniß der Sprache hinderlich gefallen wäre; gleichwohl urtheilt sie doch über die Sprache. Sie meint, die deutsche Sprache wäre nur eine Karikatur der engländischen; welches mir eben so vorkommt, als ob jemand sagte: Eine wohlgebildete Mutter sey eine Karikatur ihrer jungen Tochter, weil sie ähnliche aber stärkere Gesichtszüge hat. Daß eigentlich die engländischen Wörter nach den deutschen, aus welchen sie entspringen, müssen beurtheilt werden, nicht die deutschen nach den engländischen, hat Frau Piozzi freylich nicht gewußt. Beyspiele von deutscher Geduld, meint sie, wären in allen Werken der Deutschen zu finden, z. B. ihrer Meinung nach, in Haydn's Musik. Zuweilen kann man gar nicht errathen, was sie mag im Sinne gehabt haben. Sie meint z. B. der *Danube* würde wegen der Geschwindigkeit dieses Flusses, die Donaw genannt.

Ihre Beobachtungen sind oft sehr unzuverlässig. Wenn sie (wie fast zu befürchten ist) in Frankreich und Italien nicht sorgfältiger beobachtet hat, als in Deutschland; so sieht es um die Richtigkeit

tigkeit ihrer Nachrichten sehr schlecht aus. Sie erzählt mit unter solch seltsames Zeug, daß, wenn man nicht annehmen will, daß sie wissentlich ihren Landsleuten etwas hat aufbinden wollen, man nicht weiß, wo sie ihre Augen und Ohren muß gehabt haben. Sie berichtet z. B. daß nicht nur in Dresden, sondern auch allenthalben auf dem Lande in der dortigen Gegend die Hauben der Kirchthürme mit blauem oder grünem Porzellan belegt wären, und daß sie davon in der Sonne funkelten. Sie versichert, den schön-ausgearbeiteten silbernen Sarg der jetzt regierenden Herzoginn von Braunschweig gesehen zu haben, beschreibt ihn ausführlich, und berichtet, er sey nicht nur bey Ihrem Leben, sondern sogar ehe Sie vermählet worden, gemacht worden; und es ist niemals ein solcher Sarg in Braunschweig gewesen. In Brandenburg fiel ihr das Rolandsbild in die Augen, wovon sie folgende gelehrte Beschreibung macht: „Ich sah auf der „Straße eine alte runische Statue von kolossali„scher Größe, sie schien von schwarzem Basalte †) „zu

†) Die Statue ist aus gewöhnlichem Sandsteine, der aber freylich seit 1454, da diese 18 Fuß hohe Statue, laut der Inschrift, gemacht worden, etwas schmutzig geworden ist.

„zu seyn, aber ich konnte aus Mangel der Kenntniß „der Sprache keine Nachricht davon erhalten“. Sie berichtet, als sie in dem Königl. Schlosse zu Potsdam in ein Zimmer habe treten wollen, habe der Kastellan gerufen: „Madame, treten Sie „gleich zurück, denn wenn jemand in dieß Zimmer „gehet, so wird mir in drey Tagen der Kopf „abgeschlagen“. Was müssen die Engländer, wenn sie ihrer Landsmänninn glauben, nicht von den Seltsamkeiten Deutschlands, und von der Tiranney in den Staaten des Königs von Preußen denken! Aber sie hatte, wie man wohl merkt, überhaupt die Idee, sie wäre in Berlin und Potsdam in einem ganz militarischen Staate, und daher glaubte sie, es müßte da recht hart hergehen; ob sie gleich sonst mit großer Ehrerbietigkeit von König Friedrich II spricht. Sie verleihet auch Ihm einen silbernen Sarg, und versichert, daß in seiner Gruft nebst seinem Herrn Vater auch der große Kurfürst liege. Sans-Souci und das neue Schloß, so wie auch die Bildergallerie, hat ihr übrigens gefallen, und unter den Gemälden der Gallerie vorzüglich die Auferweckung Lazarus von Rubens. Das neue Schloß müßte, wenn ihr zu trauen wäre, von einer Pracht seyn, der-

gleichen

gleichen schwerlich ein König in der Welt haben kann. Sie bewundert den Marmo rosso carolino, womit in demselben Wände und Fußboden belegt sind, und sagt, derselbe und der schlesische Chrysopraß mache einen herrlichen Anblick. — Wahrhaftig! Ein König, der die Säle in seinem Schlosse mit Edelsteinen belegt. — Das ist aus der Feenwelt! Dergleichen lächerlich fehlerhafte Nachrichten im Guten und Schlimmen, hat sie von Berlin und Potsdam viele, die einmal zu lesen allenfalls amüsant seyn kann, um zu sehen, wie durch Mangel der Kenntniß der Sprache und Mangel der Aufmerksamkeit die deutlichsten Sachen von Fremden falsch angesehen und angegeben werden. Aber daß auch von dieser Reisebeschreibung eine Uebersetzung angekündigt worden, ist fast zu arg. Wir Deutsche bleiben doch immer noch ein übersetzungssüchtiges Völkchen!

Anekdo-

Anekdoten
von
König Friedrich II.

Viertes Heft.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

XXX.

Der Pallast des Prinzen Heinrich in Berlin hat bey einer sehr großen Facciate verhältnißmäßig eine sehr kleine Hauptthür, die man von weitem kaum gewahr wird. Das gegenüberliegende, jetzige von Bredowsche Haus, besaß vormals der Markgraf Friedrich Wilhelm von Schwet. Der Platz, worauf jetzt die Königl. Bibliothek stehet, gehörte theils zum Garten dieses Hauses, theils standen darauf die Stallungen. Der König, dem diese Ansicht nicht gefiel, nachdem der Platz durch das Opernhaus, durch den Prinz Heinrichschen Pallast und durch die neue katholische Kirche war verschönert worden, verlangte mit guter Manier vom Markgrafen, daß er diese Seite auch wenigstens mit einem Gebäude von zwey Geschossen bebauen möchte.

Der Markgraf konnte es dem Könige nicht abschlagen, ließ aber unten die Stallung nur bis zu Ende des Platzes erweitern und oben ein Geschoß aufsetzen, welches zwar von aussen Fenster hatte, und abgeputzt wurde; aber inwendig waren gar keine Zimmer abgetheilt, und die Wände waren nicht einmal berappt. In der Mitte der Facciate dieses Gebäudes ward eine Art von Vorhaus gesetzt, das etwa 16 Fuß Vorsprung und etwa 36 Fuß Breite hatte. An den beiden schief ablaufenden Seiten desselben war eine überaus große Thür von der Höhe des untern Geschosses oder der Ställe, welche dienen sollte, mit Wagen darunter zu fahren. Ueber dieser großen Thür war ein überaus großes Fenster von eben der Breite, und von der Höhe des obern Geschosses. Dieses seltsame vorspringende Vorhaus mit dem großen Fenster und der großen Thür fiel von der Seite von der Hauptstraße her am meisten in die Augen, und hatte, von derselben angesehen, beynahe das Ansehen eines großen Gläserschranks.

Ein Italiänischer Bauverständiger blieb einmal auf der Hauptstraße zwischen diesem Gebäude und dem Prinz Heinrichschen Pallaste stehen, sah sich

rechts

rechts und links um, und rief endlich aus: „Son„derbar! Da ist eine Thür ohne Haus, und „dort ein Haus ohne Thür †)!“

XXXI.

Der Platz, auf dem die Thür ohne Haus stand, scheint bestimmt zu seyn, daß ein oder anderes Gebäude vom fremden Ansehen darauf stehen sollte. Der König kaufte 1774 diesen Platz, um daselbst ein Gebäude für die Königl. Bibliothek bauen zu lassen. Es ist bekannt, daß der König die Facciaten zu den Häusern, die Er bauen ließ, selbst bestimmte, und daß Er sie oft aus Kupferstichen nahm; vermuthlich ist es aber weniger bekannt, daß die Facciate der Königl. Bibliothek in Berlin eigentlich in Wien hat gebauet werden sollen, und nicht gebauet worden ist.

Als in Wien auf dem Platze der Kaiserl. Burg, auf Kosten der Reichsstände, die Reichskanzley von dem Baumeister **Fischer von Ehrenbach** im Jahre 1728 war gebauet worden, machte dieser Baumeister auch ein Modell zu einem großen Gebäude, welches neben derselben, oder vielleicht noch

†) Che cosa rara! qui è una porta senza casa, e qua una casa senza porta!

etwas weiter vorwärts stehen, und wenn man vom Kohlmarkte kommt, die Hauptfacciate der Kaiserl. Burg ausmachen sollte. Dieß unterblieb aber wegen der dazu erforderlichen großen Kosten. Diese Facciate †) beschloß der König der Königl. Bibliothek in Berlin zu geben.

Der Entwurf hat, wie alle Werke Fischers von Ehrenbach, etwas großes, aber schweres, und ist, wie alle seine Werke, mehr fremd als korrekt ††). Man muß indessen nun die Wirkung dieses Entwurfs in doppelter Rücksicht betrachten: erstlich, wie sie würde gewesen seyn, wenn er in Wien an seinem bestimmten Platze wäre ausgeführt worden, und wie seine Wirkung jetzt wirklich ist, da das Gebäude in Berlin auf einem Platze von ganz anderer

†) In **Kleiners Prospekten von Wien** (Augsb. 1733 Fol.) IIIr Th. n. 17 ist diese Facciate abgebildet, wie sie werden sollte. Sie ist, bloß einige außerwesentliche Zierrathen und kleine Veränderungen ausgenommen, völlig eben so wie die Facciate der Königl. Bibliothek in Berlin.

††) Etwas weniges ist in der Ausführung in Berlin verbessert worden. Z. B. der Haupteingang war nach Fischers Entwurf so hoch, daß er den Fußboden des obern Geschosses durchschnitt. Dieß ist geändert.

anderer Beschaffenheit steht, und innerlich auch eine ganz andere Bestimmung hat.

Wenn man diesen Entwurf mit der Reichskanzley in Wien und dem anliegenden Platze vergleicht, so siehet man theils nicht völlig ein, wie beide Gebäude auf eine ungezwungene Weise hätten in Verbindung gebracht werden können; theils fällt gleich in die Augen, wofern diese Facciate einigermaßen an dieser Stelle in Wien hätte Wirkung thun sollen, so hätten die Häuser, welche am Michaelerplatze, von der Schauflergasse bis zur Burg, vor dem Kohlmarkte vorstehen, erst müssen gekauft und weggerissen werden. Wäre dieses geschehen, so würde diese Facciate den Michaelerplatz auf eine schickliche Art geschlossen und von dem Kohlmarkte †) herunter wahrscheinlich eine sehr gute Wirkung gethan haben. Der Grundriß dieses Gebäudes macht ein Segment eines Zirkels aus, dessen konkave Seite nach dem Kohlmarkte zu kommen sollte. In der Mitte ist ein großes

†) Der Kohlmarkt in Wien ist nicht ein Markt, sondern eine gerade und für Wien ziemlich breite Straße, an deren Ende der Michaelerplatz und die Kaiserliche Burg liegt.

Thor für die Wagen, daneben zwey Thüren, und auf beiden Ecken zwey abgerundete Vorsprünge. Dieß alles würde man von der langen Straße, der Kohlmarkt genannt, ganz geradezu gesehen haben, und da hätte es vermuthlich sehr gute Wirkung gethan.

Wenn man diese Facciate betrachtet, so wie sie nach Berlin versetzt, und zu einem Gebäude, das eine Bibliothek enthält, gewidmet worden; so muß man unparteyisch gestehen, daß ihre Form so wenig an der Stelle, wo das Gebäude hingesetzt worden, als zum innern Gebrauche zweckmäßig ist. Ueberhaupt ist nicht zu läugnen, daß Gebäude, an welchen runde, oder auch unrechtwinkliche gerade Linien erscheinen, immer gewissen Unbequemlichkeiten unterworfen sind. Der König pflegte aber meistens die Facciaten, die Er wählte, nur bloß nach der Wirkung zu beurtheilen, welche sie in der Zeichnung oder im Kupferstiche auf dem Papiere im Kleinen thaten. Man muß dieß nicht aus der Acht lassen, wenn man urtheilen will, wie Er auf manche Dinge, die er bauen ließ, gekommen seyn kann. In Zeichnungen und Gemälden sehen die architektonischen geraden Linien freylich etwas trocken aus, und es ist daher eine bekannte

Regel in der Landschaftsmalerey und sonst, diese geraden Linien durch Zierrathen, Bäume und dergl. zu brechen. Der König, der in allen schönen Künsten das Angenehme liebte, sah daher gern, daß in den Zeichnungen, die Er wählte, sich zuweilen krumme oder geschweifte Linien, und oft Verzierungen, Bildsäulen und dergl. zeigten. Das nannte Er, un gout pittoresque dans l'architecture. Die pittoresken Verzierungen thaten freylich nicht selten im Kleinen auf der Zeichnung eine bessere Wirkung, als im Großen ausgeführt, und dem Wetter ausgesetzt. Ferner dachte der König nicht allemal daran, welche Ansicht die Facciaten nach der Beschaffenheit des Platzes, wohin Er sie bauen ließ, haben würden. Hieraus entstanden nicht selten große Unbequemlichkeiten.

Hier bey dieser Facciate ist dieß sehr sichtlich. Auf dem Platze, für den sie in Wien bestimmt war, hätte sie auf eine lange Straße gestoßen, und wäre von derselben beständig geradezu gesehen worden. Da würden die runden Linien das Auge weniger beleidiget haben; vielmehr könnte vielleicht, unter gewisser Beleuchtung, die große einwärts gehende Rundung mit den auswärts abgerundeten Vorsprüngen, von weitem eine vor-

theilhafte Wirkung gethan haben. In Berlin aber steht sie neben einer volkreichen Hauptstraße. Sie wird also fast beständig nur von der Seite gesehen. Da erscheinen die runden Linien dem Auge beständig verkürzt; und noch dazu verkürzen sie sich bey jeden zwanzig Schritten, die man geht, auf eine andere Art. Folglich kann diese rundliche Facciate, die immer von der Seite angesehen wird, man mag von der Behrenstraße her oder von der Neustädtschen Brücke herkommen, niemals eine große und übereinstimmende Wirkung thun. Der einzige Punkt, wo man sie recht übersieht, ist vor der Seitentreppe des Opernhauses. Aber wer stellt sich dahin? Und noch steht man daselbst zu nahe. Wenn dieses Gebäude neben der katholischen Kirche (wo jetzt verschiedene bürgerliche Häuser stehen) und also dem Prinz Heinrichschen Pallaste gegenüber stände; so würde es in viel vortheilhafterm Lichte erscheinen. An seiner jetzigen Stelle aber würde eine gerade Facciate eine viel bessere Wirkung thun, als die jetzige abgerundete Form.

Wenn diese Form bey einem Gebäude angebracht wird, das inwendig in Zimmer eingetheilt ist, so können innerhalb die meisten schiefen Winkel versteckt werden, und so schadet sie dem innern guten

Effekte weniger. Aber zu einem Gebäude, das eine große Bibliothek enthalten soll, ist sie auf alle Weise unbequem. Um das Ganze zu übersehen, ist ein gerade ausgehender Saal von guten Verhältnissen unstreitig das beste. Welchen herrlichen Effekt thut nicht die Kaiserl. Bibliothek in Wien, wenn man in den geraden erhabenen Saal tritt, der noch dazu oben durch eine herrliche Kuppel erleuchtet wird! Aber ein krummer Saal kann nicht übersehen werden, gesetzt er wäre auch unabgetheilt. Da man aber auch bey der Königl. Bibliothek in Berlin in Absicht auf die mindere Solidität der Rundung nicht für gut gefunden hat, das Ganze einen einzigen großen Saal seyn zu lassen, sondern es durch zwey Zwischenmauern besser befestigte; so entstanden daraus drey Säle von ungleichseitiger Form, welche für das Auge keine angenehme Wirkung thun.

Die drey Eingänge hätten, als beständig offene Thore, wie sie es in Wien seyn sollten, Licht genug gehabt; da sie hier aber geschlossen sind, so giebt der Eintritt in dieß Gebäude ein ziemlich ödes Ansehen. Es ist daher recht gut, daß man aus andern Ursachen, gewöhnlich nicht durch die Hauptthür, sondern durch die Wohnung der Bibliothekare hineingeht.

Ferner

Ferner, wenn das Gebäude in Wien wäre gebauet worden, so hätte es vermuthlich so viel Breite bekommen, daß die Treppen darinn Raum gehabt hätten, oder es wäre auch mit einem darneben liegenden Gebäude auf irgend eine Art verbunden gewesen. Jenes ging hier nicht an, weil der Bibliotheksaal nicht unterbrochen werden konnte, und auch von beiden Seiten erleuchtet werden mußte. Man war also genöthigt, an dem Hintertheil des runden Gebäudes in der Mitte ein viereckigtes Gebäude zum Treppenhause anzulegen. Dieß war freylich nothwendig; aber es macht kein sonderliches Ansehen, zumal da das Profil dieses halb runden halb viereckigten Hintertheils des Gebäudes auf eine lange Straße, die Markgrafenstraße stößt, so daß man von weitem nicht wußte†), was man daraus machen sollte. Dieß gab einem mauvais - plaisant Gelegenheit zu sagen: „Dieß „Gebäude sehe vorn aus wie eine große Kommode, „und hinten wie eine große Kommodität.“ Gewiß wird

†) Unter der jetzigen Regierung ist diese unschickliche Ansicht durch die gleichförmige Erhöhung der rechten Hälfte des Wohnhauses der Königl. Bibliothekare, und durch den Bau des schönen Gebäudes für die Wittwenkasse verdeckt worden.

wird immer die runde Form, und die für diese Form unschickliche Stelle, wo es steht, demselben viel von der Wirkung nehmen, welche dessen Größe und einzelne Schönheiten, wenigstens von außen haben könnten.

Sonderbar genug ist es, daß, als der König dieß Gebäude bauen ließ, Voltaire sich einbildete, der König wollte nun erst eine Bibliothek errichten. Er wußte also nicht, ob er gleich einige Jahre in Berlin gewesen war, daß die große und öffentliche Königl. Bibliothek schon seit 50 Jahren existirte und längst ihre Bibliothekare hatte. Er schrieb an d'Alembert: da der König eine Bibliothek baue, so brauche er einen Bibliothekar. Dazu wollten d'Alembert und Voltaire ohne weitere Umstände einen ihrer guten Freunde, einen gewissen Abbé Delille de Sales befördern. Er war wegen eines höchst mittelmäßigen Buchs, Philosophie de la Nature, vom Chatelet zu Paris untoleranterweise verfolgt worden, und war zwar in sofern zu bedauern. Aber konnte ihm dies denn ein Recht geben, in einem weit entfernten Lande ein gelehrtes Amt zu erhalten? Ob dieser Mensch gehörige Bücherkenntniß habe? ob er Deutsch verstehe, und mit deutschen Gelehrten über die Bücher, die sie nöthig hätten,

hätten, sprechen könnte? ob nicht schon deutsche Bibliothekare vorhanden wären? das alles waren Dinge, um die sich die Herren nicht bekümmerten. Genug, Delille war ein Franzose und ihr guter Freund, und der König, dachten sie, müßte thun was sie wollten. Das allerlächerlichste ist, daß Voltaire sich einbildete, der König möchte gern von den Parisern gelobt seyn†), und werde daher diesen Delille (dessen Prozeß damals in Paris einiges Aufsehen mochte gemacht haben) sogleich annehmen. Er bildete sich sogar ein, der König würde es dem d'Alembert zu Gefallen thun, nicht etwa deswegen, weil dieser ein großer Gelehrter und sein

†) Voltaire schrieb an d'Alembert: Je ne sais pas encore si vous avez réussi auprès de Frédéric pour le martyr du Châtelet. Vous avez pourtant bien pris votre tems; car en bâtissant une très-belle bibliothéque, *il a besoin d'un bibliothécaire*, & Delille est tout propre pour cet emploi. J'ai écrit à Frédéric dans cette idée, je n'ai point encore de reponse; mais surément Frédéric vous repondra; *car il est coquet*, il veut vous plaire. *Vous avez dans Paris une voix préponderante, & Alexandre voulait plaire aux Athéniens.* Je ne sais si c'est en donnant douze cents francs de Pension qu'il s'écriait: O gens d'Athènes, voyez ce *qu'il m'en coute pour être loué de vous.* S. Oeuvr. de Voltaire, Ed. de Gotha. T. LXX. S. 308.

sein Freund wäre, sondern, weil dieser in Paris eine vorzügliche Stimme hätte. Voltaire hätte doch den König besser kennen sollen; aber so weit führet es, wenn die Einwohner einer Stadt, auch der größten, sich einbilden, im Mittelpunkte der Welt zu seyn. Voltaire freylich beurtheilte den König nach sich; denn von den Parisern gelobt zu seyn, war sein äußerster Wunsch, dem er zuletzt sein Leben aufopferte. Wie der König das Gesuch wegen des Delille abwies, habe ich schon oben im zweyten Hefte S. 123 bemerkt. Es konnte nicht fehlen, daß der König zurückhaltend werden mußte, da er sah, wie undelikat seine philosophischen Freunde mit Ihm umgingen, und wie sie durch Ihn ihre Projekte durchsetzen wollten.

XXXII.

Man hat schon viele Beweise von der unglaublichen Unwissenheit der meisten Franzosen von dem Zustande anderer Länder, besonders Deutschlandes, und von der besondern Präsumtion, vermöge welcher diese Nation noch vor nicht gar langer Zeit allgemein glaubte, und vielleicht zum Theile noch glaubt, es wären alle mögliche Vorzüge und Kenntnisse in ihr vereinigt. Auch hat man viele Beweise

weise von der leichten und lebhaften Einbildungs-kraft dieser Nation. Wenn einem Franzosen ein Projekt in den Sinn kommt, so stellt ihm seine Einbildungskraft alles Schöne und Vortheilhafte davon so lebhaft und die Ausführung so leicht vor, daß er gar sich nicht weiter um die Umstände erkundigt, oder die Möglichkeit der Ausführung darnach beurtheilt, sondern frisch weg sich selbst und seinen Ideen gänzlich folgt, und gewiß glaubt, alles andere in der Welt darnach abmessen zu dürfen, und so verspricht er sich gewissen Erfolg. Von allem diesen kann man kaum ein stärkeres und zugleich ein lächerlicheres Beyspiel finden, als daß im Jahre 1742 ein Buchdrucker in Paris, Namens Claudius Franz Simon †) und zwar insgeheim ††) dem Könige das

†) Laut dem Vol. II. S. 158 des Catalogue chronologique des Libraires & des Libraires-Imprimeurs de Paris depuis 1470 jusqu'à présent, (Paris 1789 8.) starb er 1767 als Buchdrucker der Königinn, des Prinzen von Conde, des Erzbischofs, und der theologischen Fakultät. Er war Ritter des Christordens, und Mitglied der Arkadischen Akademie zu Rom.

††) Er verlangt ausdrücklich im §. 7 seines zweyten Abschnitts: Que ce Projet doit être *tenu secret* en cas qu'il n'ait pas lieu. Ich weiß nicht, ob Herr Simon

das Projekt vorlegte, auf Kosten des Königs in Berlin eine Buchdruckerey zu errichten, weil er gewiß voraussetzte, es wäre weder daselbst, noch überhaupt in den Ländern des Königs irgend eine vorhanden. Er druckte sein Projekt noch im J. 1741 unter dem Titel: Projet de l'Etabliſſement d'une Imprimerie Royale à Berlin. à Paris, dreſſé & imprimé par C. F. Simon, Fils, Imprimeur-Libraire, rue de la Parcheminerie, auf drittehalb Bogen sehr großen Folioformats gar ansehnlich mit der Schrift welche die französischen Buchdrucker *Gros-Romain*, und die unsrigen Tertia nennen, setzte eine Zueignungsschrift an den König voran, ließ es aufs prächtigste einbinden, und sendete es im Jahr 1742 zugleich mit den Schriftproben des berühmten parisischen Schriftgießers S. P. Fournier des jüngern an den König. Sehr wahrscheinlich hat der König auf dieses ungereimte Projekt gar nicht geachtet, denn es findet sich in den

Archiven

Simon sich nur bey den Parisern hat die Lächerlichkeit ersparen wollen, einem deutschen Fürsten etwas vorgeschlagen zu haben, was derselbe nicht annahm, oder, ob er etwa der Meinung gewesen ist, es bey einem andern Fürsten anzubringen.

Archiven nirgend, daß etwas darüber an jemand erlassen worden ist. Die beiden gebundenen Bücher hatte der König dem Geheimenrath Jordan gegeben; dieser schenkte sie einem Reisenden, von dem sie der sel. Breitkopf in Leipzig erhielt, und durch die Gefälligkeit seines berühmten Sohns, dessen Geschichte der Buchdruckerkunst von allen Kennern mit Ungeduld erwartet wird, habe ich das Originalexemplar jetzt vor mir. Gottsched machte im J. 1746 in des IIIten Bands 3tem Stücke seines Büchersaals der schönen Wissenschaften eine Nachricht von diesem Projekte bekannt, und weil damals an verschiednen Orten gezweifelt ward, ob jemals wirklich ein so ungereimter Einfall existirt habe, so ließ er im folgenden 5ten Stücke S. 345 das ganze Projekt abdrucken.

Man möchte etwa aus dem Titel schließen, Herr Simon habe nur in Berlin ein ähnliches Institut wie die Imprimerie Royale in Paris anlegen wollen. Selbst diese Präsumtion wäre schon ungereimt genug gewesen; denn dazu hätte man selbst auch damals warlich nicht nöthig gehabt, eine komplette Buchdruckerey aus Paris zu verschreiben. Aber wenn man seinen gedruckten Aufsatz lieset, so siehet man deutlich, daß seine Meinung war, ein Wohlthäter

thäter der barbarischen preußischen Länder dadurch zu werden, daß er zuerst in denselben eine Buchdruckerey anlegte; ja, er wollte noch weiter gehn, er wollte, nebst der Buchdruckerey sogar zuerst das Schriftgießen und das Buchbinden durch Lehrknaben, die nach Paris geschickt werden sollten, in unser barbarisches Land verpflanzen.

Was extradummes ist auch schön!

Und so ists wohl der Mühe werth, dieses seltsame Denkmahl französischer Präsumtion auch jetzt noch unsern Landsleuten etwas näher bekannt zu machen. Man kann sich gewisse Sachen nicht vorstellen, wenn man sie nicht mit Augen sieht.

Nachdem Hr. Simon das Axiom vorausgeschickt „hat: **Daß man nur in Frankreich die Vollkom„menheit der Wissenschaften und Künste suchen „müsse** †)“, und „daß man bloß aus Frankreich „die nöthigen Erläuterungen zu Errichtung einer „Königlichen Buchdruckerey ziehen könne ††)“;

†) C'est *en France* qu'il faut chercher la perfection des Sciences & des Arts.

††) C'est *de la France seule*, que l'on peut tirer des éclaircissemens nécessaires pour élever un établissement d'Imprimerie Royale.

so sagt er, die Gelehrten (versteht sich die französischen) würden sich eine Ehre machen, ihre Weisheit in die preußischen Lande zu bringen. Er sagt, man müsse dieses Königreich als eine Schule betrachten, wo die großen Meister (versteht sich abermals die Franzosen) excellente Schüler ziehen würden, welche alle Arten von Bücher würden nöthig haben.

Dabey versichert er, wenn man Akademieen errichten wolle, so müsse man auch sogleich an Errichtung einer Buchdruckerey denken. Also glaubte er, es wäre in Berlin keine vorhanden. Er sagt ferner: zum Abdrucke der klassischen Autoren, z. B. des Cicero, Quintilian, Horaz, Virgil, Ovid, Q. Curtius, Martial, Sallust, Livius und so vieler andern würden von jedem acht- bis zehntausend Exemplarien nöthig seyn, wenn man auch nur bloß in Berlin Schulen und Akademieen errichten wollte. Er glaubte also, daß im J. 1742 der Zustand von Berlin so beschaffen wäre, daß daselbst erst müßten Schulen errichtet, und die gemeinsten und nöthigsten Schulbücher erst gedruckt werden. Er rechnet nachher dem Könige vor, daß sehr viele Historienschreiber zu drucken seyn würden, denn sagt er: Tout le

monde

monde voudra lire les Historiens, und der Geschichtbücher, meint er, wären so viele, daß es, um ein Exemplar von jedem zu haben, wohl 20,000 Livres ausmachen würde; und vollends les Dictionnaires, wie sie die Gelehrten brauchten, (wovon er freylich auf gut französisch voraussetzte, daß noch kein einziges in Berlin vorhanden wäre) würden viele Millionen (plusieurs Millions) kosten. Nun rechnet er dem Könige vor, was er für Geld ersparen und im Lande behalten würde, wenn er alle diese Bücher, die seine Unterthanen in kurzem so nöthig brauchen müßten, lieber selbst in Berlin drucken ließe, als sie verschriebe. Denn ob etwa schon in Berlin Bücher vorhanden wären, oder ob etwa die Deutschen eine eigene Sprache hätten †)

 und

†) Die Kenntniß der Sprachen ist bekanntlich eben nicht die Stärke der Franzosen. Vor einigen Jahren that mir ein Chanoine Comte de Lyon die Ehre, sich bey mir nach einem Werke zu erkundigen, das ich, wie man ihm gesagt hatte, sollte geschrieben haben. Er versicherte, wenn es en langue françaiſe oder latine zu haben wäre, würde es ihm am liebsten seyn. Wäre es aber auch nur *en langue pruſſe* gedruckt, so wolle er es übersetzen lassen.

und etwa französische Bücher geradezu nicht brauchen könnten; daran zu denken, war dem guten Simon nicht eingefallen.

Er bildete sich so wenig ein, daß in Berlin schon eine Buchdruckerey vorhanden wäre, daß er glaubte, es würde daselbst, so wie etwa in der Türkey, alles was in Geschäften bekannt zu machen nöthig wäre, durch eine Menge von Schreibern abgeschrieben; daher er dem Könige die erfreuliche Nachricht gab, daß dreyßig Personen in seiner Buchdruckerey mehr fördern würden, als dreyhundert berlinsche Schreiber in sechs Monaten †).

Um diese für Berlin so nöthige und nützliche Buchdruckerey anzulegen, behielt er sich ausdrücklich vor, daß sie ganz in Paris ††) eingerichtet würde. Unter der Zeit nun, daß die Schriften in Paris gegossen, die Pressen und alles andere Erforderliche eingerichtet würde, sollte der König auf seine Kosten in

†) On peut encore ajouter à ces considérations que la quantité de Commis, *que l'on employe à copier tout ce qui est nécessaire dans un Royaume*, deviendra *inutile*, puisque trente Ouvriers exécutent plus d'ouvrage imprimé en six jours, que trois cents commis ne pourroient faire d'écritures en six mois.

††) Il faut que cet Etablissement *soit formé entièrement à Paris*.

in Berlin ein Gebäude bauen lassen, worinn die Buchdruckerey, die Schriftgießerey, die Buchbinderey, die Niederlagen und die nöthigen Wohnungen befindlich seyn sollten. Er erbot sich, hiezu dem Könige die gehörigen Zeichnungen aus Paris zu schicken; denn er setzte vermuthlich als sicher voraus, daß nur in dem Lande, wo alle Wissenschaften und Künste in ihrer Vollkommenheit wären, ein Baumeister seyn könnte, welcher im Stande wäre, die Zeichnung von einem solchen Gebäude zu entwerfen, und daß in dem barbarischen Berlin ein solcher Baumeister nicht vorhanden seyn könnte. Ich sage nicht zu viel, daß der gute Simon Berlin für barbarisch hielt; denn er bittet ausdrücklich, man möchte gegen die Zeit, daß er in Paris mit seiner Buchdruckerey fertig würde, die öffentlichen Schulen in Berlin in solchen Stand setzen, die Jugend so zu unterrichten, daß sie bey Ankunft der Buchdruckerey toute dresseé wäre, um die darinn zu druckenden Bücher zu lesen und zu gebrauchen.

Es zeigte noch einiges Zutrauen zu Berlin, daß Hr. Simon sich nicht gar erbot, aus der Sorbonne oder aus dem College des quatre Nations Lehrer für die berlinschen Schulen zu schicken, um sie recht

zu Lesung der Bücher, die er drucken wollte, zu dressiren. Aber er erbot sich doch ausdrücklich, die Lehrlinge, welche der König nach Paris schicken, und daselbst unterhalten wollte, in der Buchdruckerey und Schriftgießerey, desgleichen im Buchbinden zu unterweisen; denn er setzte als ganz gewiß voraus, daß dieß alles in Berlin und in den sämmtlichen preuß. Landen unbekannte Künste wären, welche man erst aus dem Mittelpunkte der Vollkommenheit der Künste und Wissenschaften dahin verpflanzen müßte.

Herr Simon war auch so gutwillig, sich zu erbieten, die Mittel an die Hand zu geben, wie man das nöthige Papier verschreiben könnte, (versteht sich aus Frankreich) und versicherte sogar, es würde wohl möglich seyn, in der Gegend um Berlin eine Papiermühle anzulegen.

Er hatte das große Werk, alle für die preußischen Lande nöthigen Bücher in der neuen Buchdruckerey zu drucken, auf verschiedene Millionen berechnet. Nun, sagt er, werde man erstaunen, daß er diese Buchdruckerey in Paris einzurichten, und das dazu gehörige bis Havre de Grace zu liefern, nur 370,000 Livres verlange, welches Sümmchen ihm aber freylich der König auch baar vorauszahlen

sollte.

sollte. Man muß freylich bey diesem tollen Projekte über mancherley erstaunen. Erstaunen über unsers Franzosen Unwissenheit im Zustande der Wissenschaften und Künste in Berlin, und noch mehr über seine Unwissenheit in seiner eignen Kunst. Er hatte seine Buchdruckerey zu zwölf Pressen angelegt. Ob er wohl mag überlegt haben, wie lange diese wenigen Pressen arbeiten müßten, um alle die Bücher zu drucken, welche die preußischen Lande würden nöthig haben, wenn nach seiner ungereimten Meinung nicht einmal die nöthigsten Schulbücher daselbst vorhanden gewesen wären? Es waren aber zu der Zeit, als Herr Simon die preußischen Lande mit seinen zwölf Pressen beglücken wollte, gewiß mehr als noch einmal so viel Pressen bloß in Berlin im Gange †).

†) Schon im J. 1706 waren in Berlin zehn privilegirte Buchdrucker. Wenn man auf jeden nur zwey Pressen rechnet, so waren im Anfange dieses Jahrhunderts, zu einer Zeit, da Berlin etwa 48,000 Einwohner haben mochte, daselbst schon zwanzig Buchdruckerpressen im Gange. Jetzt sind in Berlin in 17 Buchdruckereyen 81 gangbare Pressen. In Paris waren im J. 1789, zufolge des obenangeführten Catalogue des Imprimeurs-Libraires, 36 Buchdruckereyen. Die Anzahl der Pressen ist nicht angegeben.

Der wohlthätige Herr Simon erbot sich auch gegen den König, nachdem er alle die Lehrknaben zu Paris in der Buchdruckerey, Schriftgießerey und Buchbinderey würde unterwiesen haben, selbst eine Reise nach Berlin zu thun, ohne ein anderes Interesse als die Ehre, alle diese schöne Sachen in Gang zu bringen. Es fällt aber dem detaillirten Anschlage zufolge, den er über seine Buchdruckerey am Ende beygefügt hat, ein sehr großer Verdacht auf ihn, daß er noch ein ganz anderes Interesse dabey gehabt habe, nehmlich einen recht schimpflichen Eigennutz. Eine Buchdruckerpresse kostet hier etwa hundert und zwanzig, aufs allerhöchste hundert vierzig Thaler. Herr Simon setzt aber eine Presse nicht geringer als 1500 Livres an, das heißt, nach jetzigem Werthe auf mehr als 375 Thaler. Wie sehr er die Druckschriften im Preise übersetzt habe, erhellet aus folgendem Vergleiche seiner Preise mit dem jetzigen Preise der berühmten Didotschen Schriften, welchen ein Kenner, nehmlich unser Herr Unger, auf meine Bitte angestellt hat. Man kann dabey gewiß annehmen, daß die Preise der Typen in Paris im J. 1742 eher wohlfeiler gewesen sind als jetzt:

		Bey Didot.	Bey Simon.
Das Pf.	Nompareille kostet	3 Liv.	6 Liv.
—	Mignonne -	2 L. 6 S.	4 L.
—	Petit -	1 L. 16 S.	3 L. 10 S.
—	Petit Romain -	1 L. 12 S.	3 L.
—	Ciceron -	1 L. 8 S.	2 L. 5 S.
—	Gros Texte S. Augustin	1 L. 8 S.	2 L.

Die Fleurons, Vignettes, Gravures en bois, Lettres grises &c. und andere dergl. Sachen, hat er auch nicht nur viel zu theuer, sondern auch in viel größerer Anzahl angesetzt, als zu einer Buchdruckerey nöthig seyn würde. Kurz, der obengedachte Kunstverständige hat nachgerechnet, daß der für die Fortpflanzung der Buchdruckerey aus Paris nach Berlin so sorgfältige Herr Simon, bey seinem Anschlage von 370,000 Livres, ungefähr 150,000 Livres in seine eigne Tasche zu stecken gemeint gewesen sey.

Um das ganze Bild vom Herrn Simon zu vollenden, muß ich noch hinzusetzen, daß dieser Mann, welcher über den damaligen Zustand der Buchdruckerey in den preußischen Landen, und vermuthlich auch über den Zustand dieser edlen Kunst in andern Ländern, insonderheit in Deutschland überhaupt, so äußerst unwissend war, eben

damals,

damals, (wie er sich in der Zueignungsschrift an den König rühmt,) angefangen hatte, eine Geschichte der Buchdruckerkunst zu schreiben. Sie ist nachher ungedruckt geblieben, und das ist vermuthlich sehr gut. Herr Simon war auf alle Weise kein Breitkopf! — *

XXXIII.

Die Präsumtion eines Franzosen zeigte sich in Ansehung des Königs, auch sehr im Artikel Prusse der großen pariser Encyklopädie, selbst in der Art Ihn zu loben. Von den prosaischen Werken des Königs wird gesagt †): „Sie hätten eine Anmuth „und Kraft, und selbst eine Reinigkeit, die man in „den Werken eines Mannes bewundern würde, der „von der Natur einen herrlichen Geist erhalten, „und sein Leben in der Hauptstadt zugebracht „hätte“. — Versteht sich in der Hauptstadt Frankreichs und der Welt; — denn selbst der Aufenthalt in London könnte nach dem Urtheile dieses Franzosen, keinem Schriftsteller Anmuth und Kraft geben. Diesem scheint, von der Natur einen herrlichen Geist

†) Ils ont une élegance, une force & même une pureté, qu'on admireroit dans les productions d'un homme qui aurait reçu de la nature un excellent esprit, & *qui aurait passé sa vie dans la capitale.*

Geist empfangen und sein Leben in der Hauptstadt zuzubringen, einerley Werth zu haben! Nach seinem Urtheile fehlt den Gedichten des Königs auch nur die Luft der Hauptstadt, aber doch hätte derselbe dort nicht einmal sein ganzes Leben zubringen dürfen, um sie zu reinigen; sondern ein oder zwey Jahre wären genug gewesen. Dieser Thor versichert †): „Wenn der Monarch, der diese Ge„dichte schrieb, nur ein oder zwey Jahre in den „Vorstädten Saint-Honore, oder Saint-Ger„main wäre spazieren gegangen, so würde Er „einer der ersten Poeten der französischen Na„tion seyn. Es sey nur ein leichter Hauch eines „Mannes von Geschmack nöthig, um davon „den wenigen Staub vom Sande Berlins ab„zublasen". Also nicht einmal etwa der besten Gesellschaft in Paris hätte es bedurft, um die Gedichte

†) J'ose assurer, que si le monarque qui les écrivoit à trois cents lieues de la France, *s'était promené un an ou deux dans le fauxbourg St. Honoré*, ou *dans le fauxbourg Saint-Germain*, il serait un des premiers poëtes de notre nation. Il ne fallait *que le souffle le plus leger d'un homme de gout, pour en chasser quelques grains de la poussière des sables de Berlin.*

Gedichte des Königs zu reinigen, sondern nur die Pflastertreter in den Vorstädten von Paris hätten bloß, so wie er vor ihnen vorüberging, von Ihm den berlinischen Staub wegblasen dürfen. Da er nun aber die gesegneten Vorstädte von Paris nicht gesehen hat; so werden nun wohl seine Gedichte, wie sie sind, bestaubt auf die Nachwelt kommen, welche so unzählig viele abgestaubte und abgeglättete pariser Gedichte nie sehen wird. Uebrigens scheint der Encyklopädist nicht gemerkt zu haben, daß es dem Könige um die Ehre, ein Dichter für die französische Nation zu seyn, ganz und gar nicht zu thun war. Er schrieb in französischer Sprache, weil diese allein ihm geläufig war; aber es war ihm gar nicht um den Beyfall der Franzosen und ihrer Hauptstadt zu thun, den er nicht sonderlich hochschätzte, wie man aus sehr vielen Stellen seiner Korrespondenz deutlich siehet. Er schrieb seine Gedichte für sich selbst, um seine Gedanken zu entwickeln, und seinen durch Arbeit und Sorgen gebeugten Geist zu erheitern, und nächstdem für die wenigen Freunde, denen er sie mittheilte. Er machte die Poesies diverses eher nicht öffentlich bekannt, als bis während des siebenjährigen Krieges durch Treulosigkeit (es sey nun Voltairens, oder

eines

eines andern von den wenigen, denen sie anvertrauet gewesen waren) und nach fehlerhaften Abschriften zu Lyon und Amsterdam verstümmelte Ausgaben herausgekommen waren.

Der König scheint die Unwürdigkeit dieses Encyklopädisten gefühlt zu haben. Man erzählt, er habe die ersten Theile der Pariser Encyklopädie, wenn sie herauskamen, gewöhnlich einige Wochen in seinem Zimmer liegen lassen, um sie durchzublättern. Seitdem aber der Artikel Prusse erschienen war, sollen die neuen Theile sogleich nach der Bibliothek gebracht worden seyn. Der Marquis d'Argens hat in seiner Histoire de l'Esprit humain T. XII (Berlin 1768, 8.) S. 116 u. f. f. die Unbilligkeit und Ungereimtheit des Urtheils des Encyklopädisten gerügt. —

XXXIV.

Ich habe im dritten Hefte S. 240 erzählet, daß der König nach der berühmten Schlacht bey Leuthen sich noch denselben Abend unter mancherley sonderbaren Vorfällen nach Lissa begab, wo er auf dem Schlosse eine ziemliche Anzahl östreichischer Staabs- und anderer Officiere fand, welche daselbst zu Gefangenen gemacht wurden. Nachdem er sich mit

mit denselben unterhalten, und die Parole nebst der Disposition zu Verfolgung des Feindes ausgegeben hatte, sagte Er zu dem Eigenthümer dieses Schlosses, dem Baron M., Er wäre wirklich hungrig; er möchte Ihm was zu essen geben lassen. Der Baron war in ziemlicher Verlegenheit. Die östreichischen Officiere waren eben deshalb im Schlosse zu Lissa so lange geblieben, weil sie, eben sowohl wie der König von Preußen, seit frühem Morgen nichts gegessen hatten, und also hungrig waren. Es war für sie aufs beste alles zugerichtet worden, was man nur auf dem Schlosse und im Dorfe hatte zusammenbringen können, und es war kein Vorrath mehr vorhanden. Kein anderer Rath blieb übrig, als von demjenigen, was etwa noch in den Schüsseln der Ueberwundenen übrig geblieben war, für den Ueberwinder etwas zu einer Art von Ragout zusammen zu suchen und Ihm vorzusetzen. Nie hat wohl ein solcher zusammengelesener Ragout jemand besser geschmeckt. Der König aß mit herzlichem Appetite, war dabey äußerst aufgeräumt, und unterhielt sich mit dem Baron von M., der ihm bey seiner frugalen Abendtafel aufwartete. Plötzlich sah der König den Baron steif an, und sagte mit einer Art von bedeutender Mine:

,Mein

„Mein lieber M.! kann er Faro spielen"?

Der Baron, welcher wohl wußte, daß der König die Hazardspiele haßte, war in einiger Verlegenheit und sagte stammelnd:

„In meiner Jugend" —

Der König versetzte:

„So weiß er doch was va banc ist; das „hab' ich heute gespielt!" — *

XXXV.

Es war zwischen dem Prinzen Karl von Lothringen, und dem Feldmarschall Daun überhaupt eben kein sonderliches Einverständniß, besonders vor der Bataille von Leuthen. Denn Daun wollte die Preußen in dem verschanzten Lager bey Breslau, welches der Herzog von Bevern inne gehabt hatte, erwarten. Aber der Prinz Karl oder vielmehr seine Rathgeber, welche den kleinen Haufen der Preußen verachteten, rückte wider dessen Rath bis über das Schweldnitzsche Wasser vor. Als am Morgen der Schlacht der Prinz Karl und seine Adjutanten mit Anordnung der Truppen beschäftigt waren, ritt der Feld-

* Nicolai Anekd. v. K. Fr. II. 4s H.

marschall Daun hin und her vor der Fronte. Er ließ einen Bauren aus Leuthen holen, und fragte ihn nach dem Namen der dort herum liegenden Dörfer, Berge, Flüsse und Wälder. Er zeigte unter andern mit dem Stocke auf eine Thurmspitze, welche über einen Berg hervorragte, und fragte: „Was ist das"? Der Bauer, welcher glaubte, der Feldmarschall meine den Berg, antwortete: „Ew. „Excellenz, das ist der Berg, von welchem unser Kö„nig vor dem Kriege alljährlich die Oestreicher „herunterjagte". (Denn es war dieß bey den jährlichen Revüen der niederschlesischen Truppen die Gegend, wo zwey Heere gegen einander manövrirten). Daun kehrte sich zu seinem Gefolge und sagte: Messieurs! Voilà un mauvais augure †)! Dieß erzählte ein östreichischer Grenadierhauptmann preußischen Officieren, die er in der Gefangenschaft escortirte. — *

XXXVI.

Als der König im Jahre 1770 den Kaiser zu Neustadt in Mähren besuchte, unterhielt er sich oft mit dem General Laudon, und fand Vergnügen

†) Meine Herren! das ist eine üble Vorbedeutung.

gnügen an der Unterhaltung mit diesem großen Feldherrn und so edlem als bescheidenem Manne. Der König wußte sehr wohl, daß derselbe damals noch Feldzeugmeister war, aber Er redete denselben beständig Mr. le Maréchal (Herr Feldmarschall) an, um zu verstehen zu geben, daß er diese Würde verdiene. — *

Eines Tages war zahlreiche Cour, und in dem Zimmer, worinn der König sich befand, war zufälligerweise die eine Thüre halb offen, so daß er verschiedene Personen, welche in dem Gedränge jenseit standen, nicht sehen konnte. Er hatte denselben Tag Laudon noch nicht gesehen, und fragte einen Nebenstehenden, ob er nicht da wäre? derselbe antwortete: Sire! da steht er, hinter der Thür! Der König wendete sich zu einem nebenstehenden Staabsofficiere von seinem Gefolge, und sagte lächelnd halblaut †): Freylich! **Mit allem seinem Verdienste ist er noch immer hinter der Thür!** — *

†) Oui! avec tout son merite il est toujours derrière la porte!

In dem Leben Laudons (Wien 1789) wird fälschlich gesagt: Als Laudon 1740 preuß. Kriegsdienste gesucht habe, habe der König gesagt: **Der Mensch ist mir zuwider;** und habe ihn deshalb nicht angenommen. Es ist gewiß, daß dieser junge Krieger damals den König nicht gesprochen hat. Es wäre auch wirklich eine sonderbare Ausnahme von der Regel gewesen, wenn dem Könige, der viel nach Physiognomie urtheilte, ein so offnes und biederes Gesicht nicht sollte gefallen haben. Die wahrscheinlichste Sage von dieser Sache ist: Der Oberste v. Nassau trat zu Ende des Jahres 1740 in preußische Dienste als Generalmajor †), unter der Bedingung, ein neues Dragonerregiment zu errichten. Mit ihm kam auch aus sächsischen Diensten der Obristlieutenant von Kyau ††), als Obrister und Kommandeur des neues Regiments. Dieser errichtete im Jahre 1741 die drey ersten Schwadronen dieses Regiments in einer Vorstadt von Breslau. Er hatte vom General v. Nassau die Kommission, die noch fehlenden Subalternenoffiziere,

†) Er starb im J. 1755 als Graf und Generallieutenant.

††) Er starb im J. 1759 als Generallieutenant.

ciere, die nicht aus Sachsen mitgekommen waren, zu engagiren. Dazu meldete sich der jetzt so berühmte Laudon auch. Es hatten sich aber mehrere gemeldet als angesetzt werden konnten, Kyau suchte andere Officiere aus; daher blieb Laudon (der, nach geendigtem Türkenkriege, 1739 seinen Abschied aus russischen Diensten als Lieutenant genommen, und bis dahin auf seinem väterlichen Gute Toozen in Liefland gelebt hatte,) mit mehreren andern zurück, und ging nachher in öſtreichische Dienste, unter das Trenksche Corps.

XXXVII.

Um zu zeigen, daß der König schon vor ausgebrochenem Kriege darauf dachte, das neue Nassauische Dragonerregiment zu errichten, und daß Er auch dem General von Nassau wirklich auftrug, die Officiere vorzuschlagen, lasse ich ein über die Formirung dieses Regiments an den damaligen Königl. Residenten in Dresden, Kammerherrn von Ammon ergangenes K. Kabinetsschreiben, aus dem Originale abdrucken. Es ist zugleich ein kleiner Beytrag zur preußischen Kriegsgeschichte:

 „Votre

„Votre Depeche du 25. du courant M'eſt bien „parvenuë, & y ayant vu les Conditions auxquelles „le Colonel de Naſſau s'offre de lever un Regiment „de Dragons pour Mon ſervice; Je veux bien Vous „dire là deſſus, que quant à l'article 1. le dit Colonel „ſera contenté touchant le caractere de Major-„General, pourvu qu'il leve un Regimens de 10 „Eſquadrons, dont J'aurai lieu d'étre content. „2. l'Etat de ce Regiment ſera reglé alors ſur le „meme pied de Mes autres Regimens de Dragons „de dix Eſquadrons, comme ſont ceux de Schu-„lenburg, Platen &c. 3. Pour l'enrollement de „chaque homme, Je ferai bonifier dix Ecus. 4. La „Remonte ſera fournie de Moi, de meme que 5. „les armes & l'uniforme, 6. les *Beymondirungs-„ſtücken* ſeront bonifiez ſelon le Reglement & de „la meme maniere, que cela ſe pratique auprès „de Mes autres Regiments de Dragons. 7. l'Equi-„page de Campagne, les Chariots de Bagage, „l'apoticairie de campagne, les Drapeaux, les Tim-„bales & les Tambours, avec les Inſtruments des „Hautbois, ſeront accordés à ce nouveau Regi-„ment de la meme maniere comme cela ſe fait „auprès de Mes autres Regiments. 8. le Terme „de 18 Mois pour la levée de ce Regiment m'etant

„abſolu-

„absolument trop eloigné, Je ne saurai accorder „plus de temps, que six Mois, au bout desquels „il faut, que ce Regiment soit complet; con„dition dont Je ne saurois departir. La solde sera „payée, à mesure que les hommes seront effecti„vement engagés, à compter du Jour de l'enrol„lement de chacun d'eux. Quant à l'article 9. „Je ne saurois pas encore M'expliquer sur les quar„tiers que Je ferai assigner pour ce Regiment, mais „d'abord qu'il y aura un pied de ce Regiment les „Quartiers seront reglés d'une maniere que le Co„lonel de Nassau aura lieu d'etre content. 10. Tou„chant la grandeur des hommes, Je serai content „de gens de la grandeur de 5 pieds & 4, 5 & 6 „pouces, gens sains & robustes, ni trop jeunes ni „trop agés, mais entre 24 & 40 Ans. 11. Les „circonstances presentes de Mes autres Regiments, „ne permettant pas, qu'ils puissent fournir de bas-„Officiers & de Dragons, pour faire un bon pied „au nouveau Regiment, il faut que cet Article „cesse; mais quant au 12. le Colonel de Nassau „pourra etre persuadé, que J'aurai tous les egards „possibles pour les Officiers qui me seront pre„sentez de sa part, & de la Conduite, de la Ca„pacité & de la Fidelité desquels il voudra repon-

„dre, ſurtout tacherai - Je d'accommoder le Lt. „Colonel Baron de Kiau autant que les circon„ſtances le permettront. Ce ſont là mes Reſolu„tions ſur les Conditions que le dit Colonel a pro„poſées, dont Vous l'informerez pour ſavoir à quoi „il ſe determinera. Vous ne manquerez pas de „m'en informer le plutot poſſible, & Je ſuis

„Votre affectionné Roy

„a Ruppin,
„ce 28. de Novembre 1740". *Féderic*".

XXXVIII.

Der König ſah in allem aufs Große, aufs Ganze, aufs Allgemeine, weniger aufs Förmliche und Abgemeſſene. Er bekümmerte ſich freylich auch um das Detail, aber nur alsdenn, wenn das Detail nothwendiges Mittel zum Zwecke war, oder allenfalls hin und wieder um die nöthige Aufmerkſamkeit anderer auf das Detail zu erwecken. Dieß fand bey Ihm in den größten Gegenſtänden ſtatt, ſo wie in den kleinſten; in der Regierungskunſt, in der Politik, beym Militär, und in ſeinem häuslichen Leben. Dieß ſah man auch bey ſeinem Reiten.

Der König war ein rascher und kühner, aber nicht ein kunstmäßiger Reiter. Er war in Absicht des Reitens selbst kein schulmäßiger Kavallerist, ungeachtet es seinem scharfen Blicke in das wahre Wesen des Kavalleriedienstes zuzuschreiben ist, daß die preußische Reiterey auf den hohen Grad der Vollkommenheit gekommen ist. Sich mit seinem Pferde viel zu beschäftigen, dazu hatte Er gewöhnlich, wenn Er ritt, viel wichtigere Dinge im Kopfe. Er führte das Pferd gut in der Hand, ritt gewöhnlich sehr schnell und im Galopp, oft, auch schon da Er ziemlich alt war, in gestreckter Karriere. Er schloß nicht, saß aber gut im Gleichgewichte. Er trieb das Pferd bloß mit der Zunge und mit gelinden Hülfen an. War es nachläßig oder widerspenstig, so konnte Er es nicht mit dem Sporen strafen, weil Er keine Sporen trug †), sondern mit dem Stocke und zwar zwischen die

 Ohren,

†) Herr Lavater sagt in seiner physiognomischen Beschreibung des Bildes des Königs zu Pferde von D. Chodowiecki (Physiognomik III. Band, S. 350): „Der spornlose Stiefel ist in sofern physiognomisch, als man ihn als Emblem voll „Wahrheit und Bedeutung ansehen kann, wenigstens harmonirts mit der Nonchalance des „Gan-

Ohren, wozu seine Pferde gewöhnt waren; doch geschah dieß nicht oft.

Der König achtete überhaupt keine Gefahr, also auch nicht, wenn Er durchs Reiten in Gefahr kam. Er sah nur auf den einem Feldherrn beym Reiten nöthigen Zweck, geschwind fortzukommen. Wenn ein

„Ganzen". Ich bekenne, es scheint mir, daß der Begriff eines Emblems voll Wahrheit und Bedeutung hier bey Sporen und Stiefeln nicht ganz am rechten Orte angebracht sey. Der König suchte gar nichts besonders darunter. Er war von seiner ersten Jugend an gewohnt gewesen, keine Sporen zu tragen. Einigermaßen waren Ihm die Sporen auch nicht so sehr nothwendig, indem seine Pferde zugeritten waren, auch ohne Sporen ihre Schuldigkeit zu thun. Weil Er auch, seitdem Er zur Regierung gekommen war, gewöhnlich auch zu Fuße beständig in Stiefeln ging; so hatte Er so viel weniger Ursache, seine vorherige Gewohnheit, ohne Sporen zu reiten, abzuschaffen. Denn die Sporen beym Reiten immer an- und nachher wieder abzumachen, wäre Ihm zu umständlich gewesen, und beym Gehen hätten Ihn vielleicht die Sporen gehindert. Seine Leute, die in seinem Dienste zu Pferde waren, als Stallmeister, Pagen, u. s. w. trugen sämmtlich Sporen.

ein Pferd unvermuthet eine Unart zeigte, oder sich scheute, so war Er nicht ganz sicher im Sattel. Er war zwar in solchem Falle nichts weniger als dekontenancirt, sondern nahm das Pferd gut zusammen. Wenn aber dasselbe sich bäumte, oder allzuscheu war und Ihm nicht folgte, auch wohl, wenn Er wichtigere Dinge vor sich hatte, und alsdann aufs Pferd nicht Acht gab, so stürzte Er leicht. Es ist dieß oft geschehen, aber immer ohne sonderliche Beschädigung, außer ein einzigesmal; obgleich die Umstände oft gefährlich schienen. Eben so sind in mehreren Schlachten Pferde unter Ihm todtgeschossen worden, ohne daß Er merklich beschädigt ward. Er zeigte in allen solchen Fällen immer seine gewöhnliche Besonnenheit. Wenn Er mit einem Pferde gestürzt war, so ritt Er es nie wieder, sondern verschenkte es gewöhnlich nach einiger Zeit.

Der König ritt gewöhnlich keine andere, als lauter engländische Pferde. Er pflegte deshalb oft einen von seinen Stallmeistern nach England zu schicken, um die nöthigen Reitpferde zu kaufen. Im Anfange seiner Regierung geschah dieß durch den Stallmeister Sainson, nach dessen Ableben durch den Stallmeister Tittel, und, nachdem dieser

verab-

verabschiedet worden, durch den noch lebenden Stallmeister Herrn Wollney, welcher auch unter der jetzigen Regierung vortrefliche Hengste aus England, Spanien und Marokko geholt hat. Die Schönheit der Pferde war eins von den Haupterfordernissen, welche der König verlangte, nächstdem das Vermögen, und daß sie keine grobe Unarten hatten. Auf die Farben sah Er so sehr nicht; nur Schecken hatte Er nicht gern, hat überhaupt nur zwey, und seit 1756 gar kein solches Pferd gehabt. Die gewöhnlichsten Farben waren Braune, Füchse und Schimmel. Er mochte es wohl leiden, wenn die Braunen eine weiße Blässe vor der Stirne hatten, und unten an den Füßen weiß waren. Unter den Füchsen waren Zobelfüchse, Goldfüchse und Schweißfüchse in Absicht der Farbe Ihm am liebsten, unter den Schimmeln die Rothschimmel. Ein Rappe mußte schön gezeichnet seyn, wenn er angenehm seyn sollte. Der König wünschte lange ein gutes mausefahles Pferd zu haben, weil aber diese Farbe in England äußerst rar ist, so konnte Er niemals eins erhalten. Er besaß aber einmal ein engländisches Tygerpferd von äußerst seltener Farbe und Schönheit. Der Grund war schön hellweiß, und der ganze Leib hatte zirkelartige rothe

Flecken,

Flecken, bis an den Hals, wo sie in die fliegenschimliche Art fielen. Dieses schöne Pferd war zugleich eins der ersten am Vermögen. Der König hatte 900 Rthlr. dafür bezahlt.

Die Anzahl der Reitpferde war nicht bestimmt. Indessen kann man im Durchschnitte rechnen, daß Er zwischen 40 und 60 hatte †). Im Jahr 1754, da der König schon den Krieg vermuthete, schickte Er den Stallmeister Sainson nach England, welcher im folgenden Jahre 22 Pferde auf einmal brachte. Außerdem kaufte der König von den engländischen Pferdehändlern Kissel und Sitlington noch 28 Pferde, so daß damals der Königl. Stall an 100 Reitpferden enthielt. Von denselben nahm Er im Jahre 1756, als er zu Felde ging, 36 der auserlesensten mit, und ließ die übrigen, so wie Er sie brauchte, nachkommen.

Die Pferde des Königs wurden so zugeritten, daß sie nicht allein auf die geringste Hülfe und

Waden-

†) Die Frau Piozzi berichtet in ihrer, in der Vorrede angeführten Reisebeschreibung, Vol. II S. 284, daß der Fürst-Erzbischof von Salzburg 117 Pferde halte.

Wadendruck zum leichten Gallopp anspringen, sondern auch bey allen Fällen thätig und folgsam seyn mußten, und sich für nichts scheueten. Sie mußten vorzüglich in der Hand sehr gesichert seyn. Wenn, wie beym Exerciren oft der Fall war, gegenseitige Hülfen und auch wohl merkliche Zukkaden erfolgten, mußte dennoch das Pferd sich nicht zornig bezeigen, noch weniger in die Höhe gehen, welches der König schlechterdings nicht leiden konnte. Wenn neue schöne Pferde angekommen waren, hatte Er zuweilen großes Verlangen, eines oder das andere bald zu reiten, und fragte oft, ob es noch nicht zugeritten wäre. Jedoch war Er auch so billig, es nicht übel zu nehmen, wenn der Stallmeister antwortete, das Pferd sey noch nicht fertig, und bestieg es nicht eher, als bis der Stallmeister erklärte, daß es mit Sicherheit geschehen könnte.

In den letzten Jahren, als der König anfing das Chiragra zu bekommen, befahl Er zuweilen, daß das Pferd, was Er reiten wollte, etwa eine halbe Stunde vorher von dem Stallmeister geritten werden mußte, damit es desto sicherer wäre. Zuweilen, wenn der König ein Pferd lange nicht geritten hatte, thaten es auch die Stallmeister von

selbst,

selbst, aus Vorsicht, ohne ausdrücklichen Befehl. Nachdem Er durch das Podagra mehr Kräfte verlor, brachte in Potsdam der Stallknecht, welcher das Pferd vorführte, einen besondern zu diesem Behuf gemachten Klotz mit, von wo der König in den linken Steigbügel stieg. In Berlin stand nur ein Bereiter (welcher ehemals in Diensten des Generals von Seidlitz gewesen war) beym Aufsteigen beym Pferde des Königs. Er griff auf eine nicht sehr merkliche Art, mit einem besondern Vortheil, indem der König den linken Fuß in den Steigbügel setzte, den König fast unmerklich unter den Arm, und half Ihm in die Höhe, da sich denn der König in den Sattel schwang. Zuweilen that es zu gleicher Zeit auf der andern Seite ein Leibpage.

Wenn der König ein Pferd geritten hatte, legte Er ihm einen Namen bey, welcher gewöhnlich entweder von der Gestalt oder den Eigenschaften des Pferdes hergenommen war. Man konnte daher meist aus dem Namen, den Er einem Pferde gab, auf die Meinung schließen, die Er von dessen Gemüthsart und Kräften hatte. Zuweilen gab Er auch den Pferden Namen von bekannten Personen. Ein einzigesmal gab Er einem neuen Pferde, von

dessen

dessen äußerm Ansehen Er sich nicht viel versprach, ehe Er es ritt, den Namen **Wackelhanns**. Als Er es aber nachher bestieg, und es wider Vermuthen sehr gut fand, taufte Er es um, und gab ihm den Namen des Stallmeisters, der es so gut zugeritten hatte. Als der König im Jahre 1762 von Leipzig aus den Feldzug eröffnete, blieben fünf neue schöne engländische Pferde, welche erst zu Anfange des Jahres von Potsdam gekommen, und noch nicht völlig rittig waren, in Leipzig mit andern Pferden zurück, um noch völlig zugeritten zu werden. Der König hatte aber ein solches Verlangen darnach, daß Er aus dem ersten Hauptquartiere sie nachkommen ließ. Viere von diesen Pferden bekamen die Namen von den damaligen berühmtesten Ministern in Europa, **Brühl**, **Choiseul**, **Kaunitz** und **Pitt**. Das schönste Pferd unter den fünfen, ein Rothschimmel (von welchem ich unten noch einmal reden werde) bekam, sobald Er es das erstemal geritten hatte, den Namen **Cäsar**. Unter den schönsten und zugleich vorzüglichsten Pferden, welche der König gehabt, waren der **Tyger**, der **Springer**, der **Zornige**, **Cerberus**, **Brillant**, der **Sternrappe**, der **junge Braune**, und der **lange Fuchs**.

Der

Der König kannte alle seine Reitpferde genau, nach ihren Eigenschaften, auch die, welche Er selten ritt. Er ließ sich von Zeit zu Zeit, wenn Veränderungen mit den Pferden vorgegangen waren, ein Verzeichniß von ihren Namen geben; und im siebenjährigen Kriege trug Er es beständig in der Tasche, um nach diesem Verzeichnisse theils an verschiedene Orte Pferde zu versenden, wo Er sie brauchte, theils um diejenigen herauszusuchen, welche Er verschenken wollte. Er verschenkte Pferde, theils wegen Alters, theils wegen einiger Fehler, theils wenn Remonte von neuen Pferden angekommen war, theils wenn Er jemand seine Gnade bezeigen wollte. — *

XXXIX.

Der König hat drey Pferden aus besonderer Zuneigung das Gnadenbrod gegeben, das heißt, nachdem sie alt geworden, sie bis an ihren Tod füttern lassen: dem Molwitzischen Schimmel, dem Cäsar, und dem Cerberus.

1) Der Molwitzische Schimmel hatte noch dem König Friedrich Wilhelm I angehört. Dieß Pferd war so brav, daß es der König mit in den ersten schlesischen Feldzug nahm, ungeachtet es damals schon wenigstens sechzehn Jahr alt war. Es hieß damals der lange Schimmel. In der Schlacht bey Molwitz ritt der König eines von seinen beßten Pferden, der Sternrappe genannt, welches gleichfalls seinem Herrn Vater gehört hatte. Als aber der König, auf Zureden des Feldmarschalls Schwerin, endlich das Schlachtfeld verließ, (wovon ich die Umstände im IIten Heft S. 190 erzählt habe) forderte er den langen Schimmel, und bestieg ihn. Dieß Pferd machte in der Nacht den eiligen Ritt nach Oppeln und wieder zurück, nach aller Berechnung wohl an 14 Meilen, ohne Futter, und beynahe ohne auszuruhen. Hierauf verlangte der König weiter keinen Dienst von demselben, sondern ließ dieß damals schon alte Pferd im folgenden Feldzuge zurück, und befahl, daß es, so lange es lebte, gefüttert werden sollte.

Dieses Pferd wurde an 40 Jahr alt. Es wurde auf Befehl des Königs, bey schönem Wetter, öfters ohne Führer in den Lustgarten gelassen,

daß es nach seinem Gefallen herumlaufen und weiden konnte. Wenn dieß zur Exercierzeit geschah, und die Junker die Fahnen vom Schlosse herunterbrachten, da denn von sämmtlichen Trommelschlägern Marsch geschlagen ward; setzte sich das alte Pferd aus eigener Bewegung auf die Croupe und traversirte, bis die Fahnen und Trommelschläger vorbey waren. Ein paar Jahre vor dem siebenjährigen Kriege, da dieß Pferd schon über dreyßig Jahr alt war, verlangte es der König zu Anfange der Exercierzeit unvermuthet wieder zu reiten. So wie die Fahnen kamen und Marsch geschlagen wurde, beschäftigte es sich unter dem Könige freywillig mit kroupiren und traversiren, bis sie vorüber waren; welches den König sehr vergnügte. Er ritt es nachher noch zuweilen beym Exercieren im Lustgarten, aber jedesmal nur eine halbe Stunde lang.

Als die östreichischen Truppen im J. 1760 in Potsdam waren, wollten die östreichischen Husaren dieß Pferd nebst einem andern, dem sogenannten jungen Braunen, welcher Alters halber allein von den Königl. Pferden war zurückgelassen worden, mit sich nehmen. Beide alte Pferde mußten

viele Schläge erleiden, weil sie nicht fort konnten. Der Schimmel aber konnte doch nicht weiter, als bis in den Lustgarten gebracht werden. Der junge Braune aber, welcher bey weitem nicht so alt, und noch besser auf den Beinen war, ward mitgenommen.

Der Molwitzische Schimmel lebte noch bis 1762, und ward, nach dem hinterlassenen Befehl des Königs, von den Königl. Reitknechten auf dem Hofe des Königl. Kutschenstalls begraben.

2) Cäsar war, wie ich oben erzählt habe, ein großer und ausbündig schöner Rothschimmel, den der König 1762 kaufte. Er konnte es beynahe nicht erwarten, dieß Pferd, das noch nicht völlig zugeritten war, zu besteigen; so daß der Stallmeister in einiger Verlegenheit war, als es der König das erstemal ritt. Cäsar aber hielt sich so gut, daß der König gleich erklärte: Er habe niemals ein besseres Pferd geritten. Dasselbe hatte Er auch beständig sehr lieb. Er ritt dieß Pferd d. 16. Aug. d. J. im Treffen bey Reichenbach in Schlesien, als die östreichische Armee das kleine Korps des Herzogs von Bevern aufheben wollte, und der König

dasselbe

dasselbe befreyete; und darauf neun Tage nach einander, welches etwas ganz ungewöhnliches war: auch sonst sehr oft in dem siebenjährigen Kriege.

Als der König nach dem siebenjährigen Kriege den 21. April 1763 das erstemal von Berlin nach Potsdam ging, geschah die Reise zu Pferde, und der König ritt so scharf, daß Er (wie gewöhnlich mit untergelegten Pferden) die zwey Meilen von Berlin bis Zehlendorf gerade in einer halben Stunde ritt. Da Er aber auf dem letzten Relais vor Potsdam den Cäsar fand, wollte Er denselben nicht angreifen, sondern ritt die letzte Meile langsamer, daher auf den zwey Meilen bis Potsdam Dreyviertelstunden zugebracht wurden.

Cäsar ward auch sehr alt, und lebte bis wenige Jahre vor des Königs Tode.

3) Cerberus war ein sehr schöner Rappe mit weißer Blässe, und unten weiß an den Füßen. Der König liebte dieß Pferd wegen seines schönen Baues, und schonte es sehr. Er ritt es während des siebenjährigen Krieges bloß auf Märschen, nie aber im Treffen, weil Er befürchtete, es möchte

verwundet oder erschossen werden. In der Schlacht bey Kunersdorf war der König demungeachtet anfänglich willens, es zu reiten, und es war auf seinen Befehl schon gesattelt und vorgeführt. Er änderte aber seine Meinung, und wählte ein anderes Pferd, den Scipio, welcher auch in dieser Schlacht erschossen ward. — *

XL.

Das einzigemal, da der König beym Stürzen mit dem Pferde ein Unglück hätte haben können, war ein Vorfall in Potsdam im Sommer 1755, als der König einen Besuch von seiner Frau Mutter bekam. Er war in der Stadt Potsdam, und wollte herausreiten, um seine Frau Mutter in Sans-Souci zu empfangen. Es ward ihm dazu ein Pferd vorgeführt, welches ein neuer Bereiter zugeritten hatte, welcher vermuthlich des Königs Art noch nicht ganz kennen mochte. Dieses Pferd war aber noch zu ungelehrig. Sobald der König im Sattel war, bäumte es sich verschiedenemal, und machte so viele Sätze, daß der König mit solcher Gewalt zur Erde geworfen ward, daß man

Ihn

Ihn in dem ersten Augenblicke für todt hielt. Er erholte sich zwar nach einigen Minuten, hatte aber so viele Beschädigungen, besonders am Haupte, daß Er sich mußte verbinden lassen. Der König, besorgt wegen der Unruhe, die seine Frau Mutter haben würde, welche unterdessen in Sans-Souci angekommen war, setzte sich, so bald Er verbunden war, auf ein ander Pferd, und ritt heraus nach Sans-Souci; aber Er war vom Falle so sehr betäubt, daß Er nicht lange ausdauren konnte, sondern mußte sich nach einer halben Stunde wieder zurück nach der Stadt fahren lassen.

Sonst hat der König nie, wenn Er mit dem Pferde stürzte, sonderlichen Schaden genommen. Ein merkwürdiger Fall, und der fast von Niemand wahrgenommen ward, war folgender: Als der König im Jahr 1769 zu Neiße einen Besuch vom Kaiser hatte, bat sich der Kaiser aus, das Regiment des Generals Seidlitz manövriren zu sehen. Es war am dritten Tage der Manöver, als der König auf einer Anhöhe hielt, und aufmerksam durch sein Perspektiv sah, ob alles nach den gemachten Anordnungen von Statten ginge. Der Kaiser war mit dem Prinzen

Heinrich auf einem entfernten Platze, und in der ganzen Gegend um den König hielt niemand als etwa hundert Schritt seitwärts der General Seidlitz mit seinem Regimentschirurgus. Unvermuthet fing des Königs Pferd an sich zu schütteln, legte und wälzte sich. Vermuthlich war der König vorher stark geritten, das Pferd war warm geworden, und da der König, welcher seine Aufmerksamkeit auf die manövrirenden Truppen gerichtet hatte, wahrscheinlich auf dasselbe nicht Acht gab, nahm es die Gelegenheit wahr, den juckenden Schweiß sich abzuwälzen. Der König fiel, aber nicht unter das Pferd, vermuthlich, weil Er einigermaßen sich noch hatte Hülfe zum Herabspringen geben können; das Pferd aber, nachdem es sich ein paar Minuten gewälzt hatte, sprang auf, und lief davon. Der Regimentschirurgus erschrak, und fragte den General, ob er zum Könige reiten sollte, im Fall Er etwa Schaden genommen hätte. Der General, welcher sah, daß der König schon wieder auf den Beinen war, sagte: „Bleiben Sie „nur hier, der König sieht es eben nicht gern, „daß jemand so etwas bemerkt, besonders, wenn „es ohne Schaden abgeht". Der Regimentschirurgus fragte, ob er nicht hinreiten sollte, um

für

für den König eines von des Generals Handpferden zu holen. Der General schüttelte den Kopf und sagte: „Nein! wofern es nicht der König aus„drücklich verlangt! Meine Pferde möchten Strei„che machen. Sie sind etwas scheu um die Köpfe“ (womit er auf des Königs Art, die Pferde zu strafen zielte). So stand der König wohl beynahe eine Viertelstunde ganz allein zu Fuß, und sah mit seinem Glase unverwandt nach den Evolutionen der Truppen, und der General sah seitwärts, als ob er nicht bemerkte, was mit dem Könige vorgegangen war. Die Königl. Reitknechte bemerkten in der Ferne das herumschweifende Pferd, fingen es nach mancherley vergeblichen Bemühungen, und brachten es dem Könige wieder, welcher sich sogleich wieder darauf setzte, auch weiter mit niemand über diesen Vorfall sprach. — *

Einstmals riß dem Könige der Bauchgurt unter dem Sattel, welcher also herunter fiel, so daß der König mitfallen mußte. Er bestieg ein ander Pferd, und sagte blos lächelnd: „Mein Ober„stallmeister ist sparsam mit dem Reitzeuge“! — *

Als der König einmal im August zur Musterung des Artilleriekorps zu Berlin, von Potsdam nach Charlottenburg, und wie gewöhnlich in starkem Galoppe ritt, stürzte Er durch einen unbekannten Vorfall ganz unvermuthet auf dem großen Platze vor dem Schlosse zu Charlottenburg. Das Pferd blieb stehen, der König aber ward von der Stärke des Falls (da es lange trocken Wetter gewesen war) beynahe in den dortigen tiefen Sand begraben; so daß sein Kleid vor Staub kaum zu kennen war. Sein Gefolge sprang sehr erschrocken hinzu, besonders hatte sich der Stallmeister so entsetzt, daß er beynahe außer sich war. Der König, der gleich wieder auf die Füße kam, mochte dieß bemerken, und sagte ihm sehr gnädig, indem Er wieder aufs Pferd stieg: „Es war nicht des Pferdes Schuld, sondern meine Schuld“! — *

XLI.

Man hätte fast sagen sollen, daß einige von den Pferden des Königs Ihn besonders kannten. Er hatte einmal beym Anfange der Exercirzeit in Potsdam das Podagra. Dieser große Mann ließ sich, so lange es nur immer möglich war, durch

Krank-

Krankheit nicht von seinen bestimmten Pflichten abhalten; so auch hier nicht vom Exerciren. Er ließ dem Stallmeister durch einen Pagen befehlen, er sollte den sogenannten faulen Schimmel, welchen er bey solchen Gelegenheiten gern zu reiten pflegte, dergestalt zureiten, daß dieß Pferd keinen Fuß höher als den andern aufheben, oder die geringste widrige Bewegung machen müßte. Der faule Schimmel war zwar ein sehr frommes, aber doch vermögendes und munteres Pferd. Der Stallmeister, um des Königs Befehl zu vollziehen, ritt nicht allein das Pferd denselben Morgen gut ab, sondern um recht sicher zu seyn, blieb er darauf sitzen, um es in beständiger Bewegung zu erhalten, bis es vorgeführt würde. Der Befehl kam, es vorzuführen; indessen mußte der König vermuthlich Abhaltung bekommen haben, und es währete eine kleine halbe Stunde ehe Er aufstieg. Der faule Schimmel ward ungeduldig, fing an zu scharren und zu spielen, und wollte sich nicht beruhigen lassen, so daß man deshalb in einiger Verlegenheit war. Sobald er aber den König an der grünen Treppe erblickte, ward er zur Verwunderung der Zuschauer ganz ruhig. Es war der erste Tag, da mit Feuer exercirt ward. Der König hielt beym

Feuern

Feuern fünf oder sechs Schritte vor der Fronte, und wendete nur, indem das Kommando: Feuer! geschah, das Pferd ein klein wenig. Ein so nahes und unerwartetes Feuer hätte auch wohl das frömmste Pferd zu einer kleinen Kapriole bewegen können; aber der faule Schimmel regte sich nicht, und der König ritt auch kein anderes Pferd, so lange die Krankheit dauerte. — *

XLII.

Als der russische General Czernichef im J. 1762, mit seinem Korps bey der Armee des Königs war, brachte er dem Könige zwey kosakische Pferde mit, welche der König oft, besonders das eine, einen Schimmel, auf Märschen ritt †). Als der König im Ausgange dieses Jahres auf eine kurze Zeit in Meißen war, wollte Er an einem Vormittage von dort aus nach dem Dorfe Miltitz, welches ungefähr eine halbe Stunde von Meißen liegt, auf

†) Die Kosaken, welche ihre Pferde sehr lieben, sind jetzt noch stolz darauf, daß König Friedrich II kosakische Pferde geritten hat. Dieß berichtet Mylady Craven in ihrer Reisebeschreibung, s. Cahiers de Lecture, 1789. Vol. II d. S. 55.

auf dem Kosakenschimmel reiten, um in der dortigen Gegend irgend etwas zu besehen und anzuordnen. Mit einem kleinen Gefolge begegnete Er, gleich vor der Stadt, dem verstorbenen Generallieutenant der Kavallerie, Herrn von Krokow, welcher in eben diesem Dorfe sein Quartier hatte. Er befahl demselben, umzukehren, und Ihn dahin zu begleiten. Noch waren sie nicht weit gekommen, als der König sich sagen ließ, wie spät es an der Zeit sey; und fand nun, daß Er eilen müsse, wenn Er nach Miltitz kommen und zur Zeit der Parole wieder zurück in Meißen seyn wolle. Das Ausgeben der Parole zu verzögern, und die Officiere darauf warten zu lassen, war nicht in seinem Charakter. Er suchte also seinen Kosaken in einen schnellern Gang zu bringen, aber — dieses war ganz vergeblich; denn die Kosakenpferde sind bekanntlich nur mit dem sogenannten Kantschu in Thätigkeit zu bringen. Der König applicirte ihm wie gewöhnlich den Stock zwischen die Ohren; der Kosake schüttelte den Kopf, drehte den Hals, aber schneller ging er nicht; und der König schien einen Augenblick verdrüßlich zu seyn. In eben diesem Augenblicke kam ein sächsischer Bauer, mit einem langen Stocke in der Hand, dieses Weges gegangen. Der

General=

Generallieutenant von Krokow ließ sich den Stock von ihm geben, und fragte den König, ob er das Pferd damit antreiben dürfe? Der König sagte ihm: „Schlag Er zu"! und nun ließ der General den Kosaken diesen Stock auf dem Kreuze und an den Hintertheilen fühlen. Sogleich setzte dieser sich in Galopp, und der König hieß den General, so bald das Pferd wieder nachlassen wollte, wieder zu schlagen. Es konnte nicht fehlen, daß der Ritt dadurch nicht sehr lustig geworden wäre. Der König hatte, weil es mitten im Winter war, seinen blauen Mantel um, und bey dem ziemlich kleinen und schmalen Kreuze dieser Art Pferde, deckte der Mantel das Hintertheil des Kosaken fast gänzlich. Der General konnte also das Pferd nicht antreiben, ohne daß er nicht zugleich auf des Königs Mantel, und eben aus diesem Grunde sehr derbe und in eben dem Verhältnisse, worinn der Zug weiter kam, immer derber zuschlagen mußte. Wie der Zug auf diese Art bis in das Dorf Groß-Jahne hineinging, und die Wache von dem dort stehenden Infanterieregimente Jung-Schenkendorf ins Gewehr rief, schien der Kosake eben wieder nachlassen zu wollen, und der General mochte vermuthlich sich Bedenklichkeiten machen, eben jetzt den Kosaken

mit

mit dem Stocke anzutreiben. Aber der König sagte ihm lachend: „Schlag Er nur zu! die Infanterie „wird zwar glauben, daß er mich schlägt, allein „das schadet nicht; wenn wir nur fortkommen! „Schlag Er nur zu“! Und so ging der Zug vor der Infanteriewache vorbey unter beständigem Antreiben, bis Miltitz, und von da, nachdem der König die Gegend hinlänglich untersucht, und einige neue Anordnungen anbefohlen hatte, wieder beynahe auf dieselbe Art zurück, dergestalt, daß der König noch zu rechter Zeit zum Ausgeben der Parole nach Meißen zurückkam. — Ich habe diese kleine Geschichte von einem Augenzeugen. — *

XLIII.

Etwas ähnliches begegnete dem Könige bey der niederschlesischen Musterung im Lager bey Lissa, im J. 1765. Er ritt am vorletzten Tage Nachmittags aus, um das Terrain zu dem Manöver des letzten Tages den Generalen anzuweisen, und nahm seinen Weg durch das Lager hinter der Infanterie fort, welche das erste Treffen ausmachte;

ver-

vermuthlich, um das Herausrufen der Wachen zu vermeiden. Hier waren eine Menge Kochlöcher gemacht. Mit einemmale hielt das ziemlich große Gefolge des Königs. Man wußte nicht, woran es lag, aber es zeigte sich sehr bald, daß das Pferd des Königes — ein polnisches Pferd — sich vor den Kochlöchern scheute, und durchaus nicht weiter wollte. Ein damaliger Oberste und Kommandeur eines Husarenregiments (jetziger General von der Kavallerie) ritt neben dem Könige, faßte das Pferd desselben sogleich beym Zügel, und führete es so bey den Kochlöchern vorbey. — *

XLIV.

Dem Könige sind in den verschiedenen Kriegen sehr oft Pferde unter Ihm verwundet und todtgeschossen worden. Z. B. bey Hohenfriedberg, bey Chotusitz, bey Hochkirchen, bey Liegnitz, bey Torgau. Eins seiner Pferde, der Vogel genant, ward in verschiedenen Schlachten siebenmal verwundet, blieb aber immer noch brauchbar. Der König verschenkte es nach dem Kriege. In der Schlacht bey Kunersdorf wurden zwey Pferde unter dem Könige verwun-

verwundet, und todtgeschossen. In des Herrn v. Archenholz Geschichte des siebenjährigen Krieges S. 309 steht eine interessante Geschichte, wie der König mitten in der Schlacht bey Kunersdorf, nachdem das zweyte Pferd unter Ihm todtgeschossen war, ein Pferd seines Flügeladjutanten, (jetzigen Generals) Hrn. v. Götzen bestieg, auf demselben sogleich durch einen Prellschuß, der glücklicherweise nur das goldene Etui in seiner Tasche traf, eine Kontusion bekam; dieses Pferd nachher behielt, und dem Eigenthümer 100 Dukaten dafür schickte. Dieses Pferd, nachher der kleine Schimmel genannt, war in der Armee sehr bekannt. Man wollte bemerkt haben, wenn es der König bestieg, daß Er etwas vorhatte, wozu besondere Thätigkeit gehörte. Man pflegte daher zu schließen, wenn der König den kleinen Schimmel ritt, daß etwas merkwürdiges vorgehen würde. — *

* — *

XLV.

Einige Jahre vor des Königs Tode, als Er sich zur Karnevalszeit in Berlin aufhielt, hatte Er bestellt, daß Er den andern Morgen in verschiedne Exercierhäuser reiten wollte. Es fiel aber in der

Nacht nicht nur große Kälte ein, sondern auch ein heftiger Wind und Schneegestöber, und der König befand sich am folgenden Morgen nicht wohl, welches Er selbst sagte. Ein General nahm davon Gelegenheit, den König zu fragen, ob Er bey dem sehr bösen Wetter nicht lieber fahren wollte? Der König nahm dieß nicht wohl auf, und sagte ein wenig hastig:

„Wie kann Er so etwas sagen? wenn es „nun Krieg wäre, so müßte ich doch fort“.

„Auch alsdann könnten Ew. Majestät bey so bö„sem Wetter allenfalls für Ihre Person im Wagen „fahren“.

„Herr! wenn ich fahre, so fährt die „ganze Armee“!

Und Er begab sich wirklich, ungeachtet des bösen Wetters und seiner Unpäßlichkeit, zu Pferde nach den Exercierhäusern. — *

XLVI.

Des Königs populares Wesen ist bekannt. Einmal war Er, als Er von Schlesien nach Berlin zurückkam, am schlesischen Thore zu Pferde gestie-

gestiegen, um den angefangenen Bau des an der Spree erbauten Magazins und der Kasarme zu besehen, und nachher, wie Er gewöhnlich that, die Prinzessinn Amalia zu besuchen. Er ritt die Köpenickerstraße herunter, wo ich Ihm von ungefähr begegnete, und von der folgenden kleinen Geschichte Zeuge war, welche, so geringfügig sie auch ist, ein Beyspiel von Seinem unbefangenen Wesen, und auch von Seinem treflichen Gedächtnisse giebt.

Der König ritt ganz allein im Schritte, nur ein Reitknecht hinter Ihm. Es versamleten sich um Ihn, wie gewöhnlich, Leute, die Ihn sehn wollten, besonders eine Menge Kinder, welche zehn bis zwanzig Schritte vor Sein Pferd voraus liefen, und hernach wieder stehen blieben, Ihn anzugaffen, bis Er an sie kam. Er sagte ihnen ein paarmal mit Güte: „So geht doch fort und nehmt euch in Acht, „daß ihr nicht unters Pferd kommt“. Im Anfange der neuen Jakobsstraße übergab Ihm ein Mensch eine Supplik, die der König selbst annahm. Der Mensch ging neben des Königs Pferde her und redete Ihn laut an; der König antwortete ihm einigemal, und schien ihn etwas zu fragen, worauf der Mensch wieder antwortete, immer neben

des Königs Pferde hergehend. Durch dieses Gespräch hatte der König vermuthlich aus der Acht gelassen, rechts in die neue Roßstraße seinen gewöhnlichen Weg zu nehmen, sondern ritt in die gerade auf die neue stoßende alte Jakobsstraße ziemlich weit hinein; Er mochte endlich merken, daß Er unrecht geritten war. Er hielt still, sah sich etwas um, wo Er eigentlich seyn mochte, und sagte: „Hier war sonst ein Haus, wo man durch„reiten, und nach dem Spitalmarkte kommen „konnte“. Die Kinder schrieen gleich: „Ja! ja! „Ew. Majestät! da müssen Sie aber etwas wieder „zurückreiten! Kommen Sie, wir wollen Sie hin „führen“. Der König sagte: „Nun so führt „mich“! Die Kinder sprangen voran, und schrieen als sie an das Haus kamen: Hier! Hier! Der König bückte sich, um durch den nicht sehr hohen Thorweg und das Haus, und durch einen sehr engen Weg zu reiten, wo etwa zwey Personen gehen können †), der nach der neuen Grünstraße führt.

Der König mochte vielleicht seit dreyßig oder vierzig Jahren nicht in dieser abgelegenen Gegend gewe-

†) S. Beschr. von Berlin, Ir Bd. S. 146 no. 185.

gewesen seyn, die Er sonst niemals passirte. Die Häuser dieser Straße wurden unter der Regierung seines Herrn Vaters um das Jahr 1730 erbauet. Wahrscheinlich hat Er damals bemerkt, daß man vor ein kleines Gäßchen ein Haus bauete; und es war Ihm seit der Zeit im Sinne geblieben. — *

XLVII.

Im zweyten Hefte der Berlinschen Anekdoten und Charakterzüge S. 29 ist die bekannte Anekdote erzählt, wie der König auf dem Marsche verhüten wollte, daß der ermüdete General Zieten nicht sollte aufgeweckt werden. Ich liefere hier die Nachricht eines Augenzeugen von diesem Vorfalle, die einige noch unbekannte Umstände enthält; desgleichen einige andere sonst noch nicht bekannte Anekdoten.

„Im Herbste 1760 marschirte der König von „Schweidnitz nach der Laußitz, um Berlin und „Potsdam von den Russen und Oestreichern zu „befreyen. An den Gränzen der Laußitz kamen „wir bey einer morastigen Gegend in ein Gehölz, „wo die Armee Halt machen mußte, bis der Mo-

„rast ausgefüllt war, um mit der Artillerie durch-„zukommen. Es war des Morgens früh kalt und „neblicht. Im Augenblicke wurden viele Feuer ge-„macht, und auch eins vor dem Könige, der sich an „einen Baum anlehnte. Die Generalität lagerte „sich um Ihn, und einige schliefen; auch Zieten „lag da. Der König, in seinen Mantel gewickelt, „ließ sich eine Tasse Chokolade machen. Unter an-„dern näherte sich ein Officier, der dem Könige et-„was zu melden hatte, und kam nahe an Zieten: „Stille (sagte der König), wecke Er mir Zieten „nicht, er ist müde! Dieß ist erst kürzlich in den „berlinschen Anekdoten erzählt worden; allein fol-„gendes ist vergessen:

„Ein Soldatenweib kam mit ihrem Topfe, in „welchem sie, wie ich glaube, Kartoffeln hatte, an „das Feuer, vor welchem der König stand, ohne „Ihn zu bemerken. Halb knieend, blies sie immer „in das Feuer, damit ihr Topf bald zum Sieden „käme, und im währenden Blasen flog die Asche „des Feuers dem Könige ins Gesicht. Ich stand „allernächst dabey und sah diesem lächerlichen „Auftritte lange zu, ob es auch der König nicht „sollte müde oder sonst verdrüßlich werden. Er

„lächelte

„lächelte aber nur, ohne ein Wort zu sagen, und
„nahm seinen Mantel etwas tiefer zum Gesichte.
„Von ungefähr kam ein Soldat, der den König
„erkannte, schlich sich hinter das Weib, zog sie bey
„dem Rocke, und sagte: „„Mensch! siehst du
„„nicht, wer da am Feuer steht? der König!““ —
„Ach mein Gott! rief sie aus, nahm den Topf, und
„lief was sie konnte. Der König, ungehalten über
„den Soldaten, winkte, daß man sie wieder
„herbeyholte, und wirklich mußte sie wieder zum
„Feuer kommen, bis ihre Kartoffeln gar gekocht
„waren. — Dieser Zug rührte uns alle; und die
„Soldaten waren vor Freude ganz außer sich. — —
„So wußte der König sich herabzulassen, um die
„Gunst der Soldaten zu gewinnen, und ihnen auf
„solche Weise ihre Strapazen zu erleichtern.

„Auf diesem Marsche hörte ich zum öftern den
„König sagen, wenn etwa das Volk ermüdet war:
„Grad uut Kinder! Grad uut! (sie sollten gerade
„marschiren, nicht so gekrümmt) Fritz ooch grad
„uut, war ihre Antwort; und ein Husar, dem der
„König den gleichen Vorwurf machte, sagte zu ihm,
„Fritz ooch grad uut, unn die Stiefeln in die
„Höhe gezogen! Allezeit lachte der König nur
„darüber! —

„So oft der König des Morgens bey den Regi-„mentern vorbey ritt, war allemal seine Gewohn-„heit, den Soldaten zu sagen: Guten Tag, Kin-„der! Die Antwort war schnell: Guten Tag, „Fritz! —

„In der Lausitz, auf eben dem Marsche, als „der König mit der Generalität neben der Kolonne „herritt, kam von der Seite ein stattlich geputzter „Mensch geritten, stieg ab, und fiel vor einem „großen starken General, den er für den König „ansah, auf die Knie, und bat um eine Gnade. „Der König, der ihn von fern bemerkte, ritt „etwas schneller, und machte sich voraus. Der „General fragte den Menschen: Mit wem er zu „reden meine? Ich hoffe vor Sr. Majestät „zu stehen! war die Antwort. Ey, hieß es, der „König ist schon lange voraus. Er wollte dem „Könige nach, weil aber der König scharf ritt, „konnte er Ihn nicht mehr einholen. Als wir zum „Könige kamen, sagte Er zum General: „„Der „„Narr hat Seinen großen Bauch für mein kleines „„Gekrös angesehen““. —

„Ehe wir gegen Torgau kamen, stieg ein „Husarenweib vom Pferde, ging in eine offene

„Scheune

„Scheune, und gebar einen Knaben. Gleich nach „der Niederkunft raste sie alles, nebst dem Kinde „zusammen, schwung sich aufs Pferd, und kam „nahe zum Könige: „„Ew. Majestät hier ist ein „„junger Fritz, den ich so eben in einer Scheune „„gebar““! — Ist er schon getauft? fragte „der König. — „„Nein! Er soll aber Fritz heis„„sen! — Gut, habt Sorge für Ihn, und wenn „„es Friede wird, meldet Euch bey mir, Ich werde „„für den Jungen sorgen““! — *

XLVIII.

Der jüngste Sohn des berühmten Großkanzlers von Cocceji war in preußischen Diensten seit 1743 bey der Leibgarde zu Fuße, bey der er 1758 eine Kompanie bekam. Im J. 1761 ward er königlicher Flügeladjutant, verließ 1762 die preußischen Dienste, und starb nachher als General in Diensten der Krone Polen. Er war ein Mann von vorzüglichen Talenten, und deshalb vom Könige sehr geschätzt; dabey hatte er viele muntere Laune, und schnellen Witz. Der König wußte vieles von seinen leichtfertigen Einfällen, und war ihm

immer deswegen nicht weniger gewogen geblieben; daher er seinen Witz nicht eben im Zaum hielt.

Der König marschirte im December 1761 nach Breslau. Die Sachen standen damals allenthalben äußerst schlecht. Schweidnitz war von den Oestreichern erobert worden, und sie nahmen zum erstenmale Winterquartiere in Schlesien; aus Pommern, Ostfriesland und Sachsen liefen lauter widrige Nachrichten ein. Der König hielt auf diesem Marsche einmal Nachtlager in einem Dorfe, und ließ Morgens den Herrn von Cocceji als Flügeladjutanten in sein Zimmer kommen, um ihn in einer gewissen Angelegenheit zu verschicken. Als er aus des Königs Zimmer trat, waren die andern Adjutanten neugierig, was ihm eigentlich wäre aufgetragen worden. Cocceji sagte mit seiner gewöhnlichen lustigen Mine und mit angenommenem geheimnißvollen Wesen: „Ich will Euch wohl vertrauen, wenn Ihr schweigen könnt! — St! — „Ich gehe recta nach Venedig, um den sieben- „den Teller umzulegen".

Man weiß, daß Voltaire im sechs und zwanzigsten Kapitel seines Candide dichtet, daß sechs

Könige

Könige, die ihre Länder verloren hatten, gekommen wären, das Karneval von Venedig zu sehen, und daselbst in einem Wirthshause zusammen gespeist hätten.

Unglücklicherweise stand die Thür offen, und der König hörte diesen vorschnellen Witz, der Ihm in seiner damaligen Lage wohl empfindlich seyn mußte. Man sagt, daß er von der Zeit an mit dem Herrn von Cocceji nicht recht zufrieden gewesen, welcher nachher noch während des Krieges, im December 1762 die preußischen Dienste verließ. — *

XLIX.

In dem Feldzuge 1778 ließ sich der König einmal Ader schlagen. An demselben Tage fiel Nachmittags eine Kanonade mit dem Feinde vor, welche so stark ward, daß der König für nöthig fand, selbst hin zu reiten. Bey der Bewegung sprang ihm die Ader auf. Der König stieg vom Pferde und ließ sich von einem Kompaniefeldscheer, welcher sich ungefähr daselbst befand, die Ader wieder zubinden. Es schlug eine Kanonenkugel neben ihm nieder. Der Feldscheer erschrak und zitterte. Der König sagte lächelnd zu den Umstehenden: „Der muß noch nicht viel Ka„nonenkugeln gesehen haben“. — *

L.

L.

Der König sprach einmal mit dem berühmten Maupertuis von der Mathematik, und fragte unter andern, was die Infinitesimal- und Differentialrechnungen eigentlich wären? Maupertuis sagte Ihm die gewöhnliche Erklärungen, und wollte eine kleine Erläuterung beyfügen. Der König verstand ihn aber nicht, und verlangte, nach einigem Zwischengespräche, er sollte sich völlig deutlich erklären. Maupertuis versetzte: „Sire! das geht „nicht. Die höhere Mathematik ist wie das „Geheimniß der Freymaurer. Durch Erzählen „erfährt man es nicht, sondern man muß sich ein„weihen lassen, um es völlig zu begreifen“. So! rief der König lächelnd aus: „Denn mag ich die „höhere Mathematik lieber nicht lernen; denn ich „merke an mir, daß das Einweihen nicht jeder„mann hilft“. — *

LI.

Der König beschrieb einmal in der Konversation den Unterschied der drey im heil. Römischen Reiche üblichen Religionen folgendergestalt †): Die Refor-

†) Les reformés mangent leur pain sans leur Dieu, les lutheriens mangent leur pain avec leur Dieu, & les catholiques mangent leur Dieu sans pain.

Reformirten essen ihr Brod ohne ihren Gott, die Lutheraner essen mit und unter ihrem Brodt ihren Gott, die Katholiken essen ihren Gott ohne Brod. — *

LII.

Als Voltaire einmal von Berlin nach Frankreich zurückreisete, kehrte er an der französischen Gränze, unerkannt, auf einige Tage in ein Kloster ein, weil er krank war, und bequem ausruhen wollte. Es konnte in dieser Lage nicht anders seyn, als daß er, wenn er nicht wirklich bettlägerig war, Morgens die Messe hörte. Er stützte sich, wenn er in die Kirche ging, seiner Schwächlichkeit wegen, und vielleicht um noch schwächlicher zu scheinen, auf seinen Sekretar, den er aus Potsdam mitgenommen hatte. Da dieser es bey seiner Zurückkunft dem Markis d'Argens erzählte; so sagte der König mit Lachen: „Das wäre erbaulich genug anzusehen gewesen, „wie sich bey der katholischen Messe der Deismus „auf den Kalvinismus stützte". — *

LIII.

Der Enthusiasmus für den König war im siebenjährigen Kriege überaus groß, selbst auch in vielen neutralen und so gar hin und wieder in feind-

lichen

lichen Ländern. Besonders dienten die Schweizer bey der französischen Armee ungern wider den König; das hörte man von allen bey Roßbach zu Kriegsgefangnen gemachten Schweizerofficieren, welche mit den übrigen französischen Kriegsgefangenen einige Monate in Berlin waren. Unter andern war darunter ein alter und sehr biederer Mann, der Hauptmann B., der selbst sehr enthusiastisch für den König eingenommen war. Er hatte eine sehr treuherzige Art zu erzählen. Seine Lage in der Schlacht bey Roßbach schilderte er folgendermaßen sehr naiv: „Ich sagte „zu meinen Leuten: „Ihr Schweizer, seyd Män-„ner, jezt gehts dran! so gingen wir frey vor-„wärts. Da kamen die — — Franzosen und lie-„fen uns über, daß wir zurück mußten, wir moch-„ten wollen oder nicht". *

LIV.

Eben dieser Hauptmann B. erzählte, daß er, beym Hereinmarsche nach Deutschland, in Hanau einen alten Freund und Landsmann, der daselbst wohnte, nach langen Jahren wieder gesehen habe.

Derselbe

Derselbe sagte ihm: „Der König von Preußen „ist ein großer Mann. Ich verehre Ihn außeror„dentlich, nur darf ich es mir hier nicht merken lassen“. Er zeigte ihm darauf eine verborgene Thür hinter einer Tapete, wo ein Bildniß des Königs hing, und setzte hinzu: „Hieher gehe ich täglich, und biete „Ihm einen guten Morgen“! Er bat zugleich seinen Freund, den Hauptmann, wenn es dem Könige im Kriege glücklich ginge; so möchte er es ihm melden. Der Hauptmann sagte, dieß würde nicht wohl angehen, weil er wider den König dienen müsse. Der eifrige preußische Patriot sagte darauf: „Lieber Landsmann, thut mir nur den Ge„fallen, und macht in Euren Briefen einen kleinen „Strich, wenn es für den König gut gehet; ich „werde denn schon verstehen, was es bedeutet“. Dieß versprach ihm der Hauptmann, und erzählte: „Als ich nach der Schlacht bey Roßbach an meinen „Freund schrieb, machte ich einen großen, großen „Strich über den ganzen Brief“. — *

Zwei=

Zweifel und Berichtigungen
über
schon gedruckte Anekdoten
von
König Friedrich II.

XIII.

In der ersten Sammlung der zu Berlin herausgekommenen Anekdoten und Charakterzügen wird erzählt: „Als der König aus dem siebenjährigen Kriege zurückgekommen, habe Er sich sogleich „nach Charlottenburg begeben, habe den Konzertmeister Benda rufen lassen, mit dem Befehle, die Orgel in der Schloßkapelle, welche von „den Feinden war verdorben worden, innerhalb „vier Tagen wiederherzustellen. Dieß wäre aber „nicht möglich gewesen, und der König habe befohlen, ohne dieselbe das Te Deum aufzuführen. „Die Musiker hätten den ganzen Königl. Hofstaat „vermuthet, aber der König wäre ganz allein

„gekom-

„gekommen, und als die Singestimmen mit dem „Te Deum Laudamus u. s w. eingetreten wären, „habe Er die Augen verborgen, um den Thrä„nen des Danks gegen den Ewigen freyen Lauf „zu lassen“.

Diese Anekdote ist wenigstens in zwanzig Büchern nachgeschrieben, und mehrentheils, wie es gemeiniglich zu gehen pflegt, nach eines jeden Geschmack in Nebendingen verändert und ausgeschmückt worden. Der Verfasser der Vie de Frédéric II. unterläßt nicht, auch diese Anekdote anzuführen †), und macht dabey den sel. Benda zum Kapellmeister, der damals noch nicht Konzertmeister war. Er läßt den König zwar weinen, aber nicht aus Dank gegen Gott. Ein anderer Schriftsteller bestimmt näher, daß es das Graunsche Te Deum gewesen, und verändert das Weinen dahin, daß es nicht beym Eintritte der Singestimmen, sondern bey den stärksten und rührendsten Stellen geschehen sey. Vom Danke an Gott sagt derselbe gar nichts; berichtet aber, daß der König am Ende sich gegen die Musiker höflich verneiget habe, also, als dankte Er den Musikern. Andere wenden die

†) Tom. II. S. 285.

die Erzählung noch ein klein wenig anders. Alle aber wollen aus dieser Geschichte sehr vieles für das gefühlvolle Herz des Königs, für seine Dankbarkeit gegen Gott, und ich weiß nicht wofür schließen.

Es wäre das alles nun recht schön und gut, wenn nur das allergeringste an der ganzen Geschichte wahr wäre. Schon der Umstand, daß die verdorbene Orgel in vier Tagen sollte hergestellt werden, hätte müssen mißtrauisch machen; denn das ist der Natur der Sache nach nicht möglich.

Diese kleine Erzählung mit ihren Abänderungen ist entstanden, wie die meisten Anekdoten entstehen. Maxima ex nihilo nascitur historia. Ein geringer Umstand wird von jemand aufgefaßt, vielleicht mit einer andern Geschichte verwechselt, nach seiner eignen Einbildungskraft ausgebildet. Daraus entsteht denn eine Erzählung, die weiter erzählt wird, ohne daß jemand untersucht ob sie auch wahr ist. Sie geht aus Mund in Mund; wird von einem andern auf einen Zweck, den er sich eben vorsetzt, angewendet oder verändert, von einem Dritten und Vierten allenfalls mit kleinen Umständen nach Gefallen ausgeschmückt, damit das Histörchen besser klinge, oder damit man sich

das Ansehen geben könne, man wisse die Sache genau, bis auf die kleinsten Umstände. Obs richtig oder nicht richtig ist, darauf kommt es immer weniger an, je mehrere nach und nach die Sache erzählen. Leute, welche die Umstände besser wissen, hören die falsche Erzählung entweder nicht, oder halten es nicht der Mühe werth, zu widersprechen.

Der erste Herausgeber dieser Anekdote hatte gewiß die beste Absicht, und ich will auch gern zugeben, daß er sie für wahr hielt, weil sie vermuthlich von einem Anekdotenliebhaber oft erzählt, aber nie untersucht ward. Mir indessen sind alle musikalische Vorfälle von der damaligen und ältern Zeit genau bekannt, weil ich von jeher die Musik sehr liebte, und mit den vornehmsten damaligen Virtuosen ziemlich genau bekannt war. Ich habe ein sehr gutes Gedächtniß, und auch vieles aufgeschrieben. Von einem solchen Vorfalle würden ich und andere, die auch sowohl auf den König als auf musikalische Vorfälle aufmerksam waren, doch jemals etwas gehört haben.

Die eigentliche Veranlassung der einzigen Aufführung des Graunschen Te Deum vor dem Könige, woraus wahrscheinlich obige Anekdote

mit ganz unrichtigen Umständen nach und nach gebildet worden ist, war ganz anders, und mir gleich damals sehr genau bekannt. Ich habe außerdem, bey dieser Geschichte, so wie bey andern, wo es nöthig war, noch jetzt allenthalben genaue Erkundigung eingezogen. Es ist dieß eine etwas undankbare Bemühung; aber wenn man einer in so vielen Büchern erzählten Anekdote zu widersprechen hat, so muß man schon alles sehr genau nachforschen und genau angeben können. Denn sonst wird man, wenn man nach sechs und zwanzig Jahren solche Erzählung lieset, selbst irre, und kann sich kaum vorstellen, daß so viele Umstände von einer solchen Erzählung könnten seyn erdichtet worden, bis man nach genauer Untersuchung findet, daß es so ist.

Wenn man die Erzählung nur ein wenig näher untersucht, findet man, daß alles ganz anders seyn muß, als es erzählt wird. Sogleich nach der Ankunft des Königs aus dem siebenjährigen Kriege kann diese Geschichte nicht vorgefallen seyn. Der König kam den 30sten März 1763 zurück. Um gewiß zu seyn, daß Er damals nicht sogleich nach Charlottenburg gegangen sey, habe ich mir die Mühe nicht verdrießen lassen, nebst verschiedenen münd-

mündlichen Erkundigungen, auch in den damaligen Zeitungen nachzuschlagen, woraus das Gegentheil erhellet. Er war gleich nach seiner Zurückkunft bekanntlich mit Finanzsachen so sehr beschäftigt, (wovon sich noch viele lebende Personen die Umstände errinnern werden), zeigte sogleich eine so außerordentliche Thätigkeit, hatte täglich neue Verdrießlichkeiten über so mancherley Unordnungen, die sich in seiner Abwesenheit eingeschlichen hatten, daß er wohl an keine große Musik dachte. Der König blieb bis den 21. April in Berlin, da er nach Potsdam abging. Während dieser Zeit ist auch in Berlin nicht einmal bey Hofe, geschweige beym Könige selbst, große Musik aufgeführt worden; denn dieß würde gewiß in den damaligen Zeitungen gestanden haben, die ich desfalls genau nachgesehen habe.

Erst den 13ten Julius kam der König nach Charlottenburg, wo Er bis zum 19ten blieb. Er hatte damals einen Besuch von dem berühmten d'Alembert. Mit demselben kam er, noch in Potsdam, unter andern auf Musik, und besonders von den Wirkungen kontrapunktischer Stücke in der Kirchenmusik zu sprechen, wobey es sich fand, daß d'Alembert den Namen Graun als Kompo-

nisten noch gar nicht kannte. Der König berichtete ihm, daß es zwey Komponisten dieses Namens gäbe, den im J. 1757 verstorbenen Kapellmeister, und den damals noch lebenden Konzertmeister. Er versprach, d'Alembert solle von jedem dieser Komponisten ein Kirchenstück hören. Diese Umstände erfuhr ich gleich damals aus einem Briefe von Quanz an seinen Freund Agricola.

Der König ließ an den letztern schreiben: es sollten die Sänger sogleich das Te Deum vom Kapellmeister Graun, und die von dem Konzertmeister Graun komponirte Messe einstudiren. Beide Musiken sollten in Charlottenburg in der Schloßkapelle aufgeführt werden, weil dabey die Orgel gespielt werden müßte, welche er könne stimmen lassen.

Man muß wissen, nachdem die feindlichen Truppen im J. 1760 das Charlottenburger Schloß ausgeplündert hatten, hatte der König noch während des siebenjährigen Krieges befohlen †), daß alles

†) Es ist ganz ungegründet, was in den Anekdoten und Charakterzügen XVte Sammlung S. 65 erzählt wird, was der König soll gesagt haben, als er die Verwüstung von Charlottenburg gesehen habe.

alles eben so wie es vor der Plünderung gewesen, sollte wieder hergestellt werden. Es wurden also alle Tapeten neu gemacht, aber alles nach der alten Einrichtung; alles übrige, an Fußboden, Stühlen, Möbeln, Porzellan, Statuen u. s. w. ward so viel möglich, wie es gewesen, wieder hergestellt. Auch die Schloßkapelle ward gereinigt, und alles wieder in Stand gesetzt; nur an die Orgel dachte man nicht. Die Kapelle war seit Friedrichs I Zeiten nur bey Vermählungen gebraucht, und dabey die Orgel nicht gerührt worden; man glaubte also, es würde unnöthig seyn, sie herzustellen. Der König

habe. Er hat sie nicht gesehen; denn als Er dieß Schloß nach dem Kriege sah, war es schon wieder in Ordnung. Eben so ungegründet ist, was daselbst S. 67 erzählt wird, daß der verstorbene Ephraim die Scherben des zerbrochnen Porzellan habe bezahlen müssen, und dafür die Scherben erhalten habe. Dies wäre eine Ungerechtigkeit gewesen, deren der König nicht fähig war. Der Augenschein zeigt hingegen, daß die Porzellankammer in Charlottenburg noch ganz aus dem ehemaligen japanischen Porzellane besteht. Sie ist nicht so vollständig als ehemals; aber es war doch nicht alles Porzellan zerbrochen, und manches, das nur leicht beschädigt war, ist wieder zusammengesetzt worden.

setzte aber voraus, es sey geschehen, und war sehr verdrießlich, da er das Gegentheil hörte. Er schrieb an Agricola: „Zu einer Kirchenmusik gehöre „billig eine Orgel, er solle also zusehen, ob in der „kurzen Zeit, die noch übrig war, nicht wenigstens ein Register zum Akkompagnement könnte „in Ordnung gebracht werden". Aber auch dieß war nicht möglich, denn das Werk war ganz zertrümmert, und keine Windlade war ganz. Es ward also bey der Aufführung auf einem Flügel akkompagnirt.

Bey dieser Aufführung des Te Deum und der Messe war der König nicht allein. Nicht nur d'Alembert, sondern mehrere Personen vom Hofe waren dabey gegenwärtig. Uebrigens ward das Te Deum hier so wenig wie ein Danklied aufgeführt, als die Messe ein Gottesdienst seyn sollte. Daß dem Könige das Te Deum sehr gefiel, daß Er besonders von dem so herrlichen *Te ergo quaesumus* mit großem Beyfalle sprach, weiß ich. Ob Er geweint, ob Er sich am Ende verneigt habe, weiß ich nicht. Ich vermuthe aber, wenn auch beides gewesen wäre, daß er dabey so wenig an einen Dank an Gott, als an einen Dank an die Musiker gedacht habe.

Uebri-

Uebrigens war dieß gewiß die erste Aufführung des Graunschen Te Deum bey Hofe vor dem Könige; denn ich weiß mich sehr wohl zu erinnern, daß die Stimmen erst dazu in der größten Geschwindigkeit ausgeschrieben wurden, und daß der Altist Porporino wegen einiger seiner Stimme unbequemen Stellen, die er abgeändert verlangte, mit dem sel. Agricola konferirte. Nachher ist es niemals wieder vor dem Könige aufgeführt worden.

Nach der Aufführung dieser beiden Musiken befahl der König, daß die Orgel in der Schloßkapelle zu Charlottenburg sollte ganz in Stand gesetzt werden. Dieß geschah durch den noch lebenden Orgelbauer Herrn **Marx**, der über drey Vierteljahre daran gearbeitet hat, weil er 1100 neue Pfeifen dazu machte. Im Anfange des J. 1765 ward dieses Werk von dem sel. Agricola examinirt und übernommen.

Es thut mir leid, daß ich den angenehmen Eindruck, den das obige Geschichtchen bey vielen Personen, wie ich merke, erregt hat, auslöschen soll; aber die Wahrheit geht über angenehme Einbildung. Uebrigens darf ich auch sagen, daß diese Geschichte, so wie da erzählt ist, dem, was sonst

von dem Charakter des Königs bekannt ist, gar nicht ähnlich siehet. Wer Gott aufrichtig danken will, thut es in der Stille. Wenn jemand 60 bis 70 Personen zusammenkommen ließe, um ihnen Thränen zu zeigen; so würde es, wenigstens nach meiner Empfindung, aussehen wie ein wenig Prätension, und wie ein Verlangen, daß man davon reden sollte. Beides war gewiß des Königs Sache nicht. — *

XIV.

Im dritten Hefte der Anekdoten und Charakterzüge S. 83 wird erzählt, in der Schlacht bey Hohenfriedberg wäre ein östreichischer General, Namens Römer gefangen worden. Zu diesem habe der König an der Tafel gesagt: „Nun „ich Ihre Armee diesmal geschlagen habe, nun „werde ich sie stets schlagen, wo ich sie finde". Der General Römer habe geantwortet: „Sire, Han„nibal schlug die Römer viermal, allein das fünfte„mal ward Er geschlagen, und nun war der ganze „Krieg auf einmal aus". Der König habe mit einiger Lebhaftigkeit erwiedert: „Ja, Hannibal „kommandirte aber nicht Preußen — und hatte —

„lauter

„lauter Römer gegen sich“. — Damit hätte der König dem General Römer etwas verbindliches, und dem übrigen östreichischen Generalen etwas bitteres sagen wollen.

Nach der Schlacht bey Hohenfriedberg kann dieß wenigstens nicht geschehen seyn, denn daselbst ward kein General Römer gefangen. Die vier feindlichen Generale, welche in dieser Schlacht gefangen wurden, hießen: Berlichingen, Franz St. Ignon, Forgatsch und Schlichting †). In der Schlacht bey Molwitz that sich ein östreichischer General Römer sehr hervor, derselbe ward aber nicht gefangen, sondern blieb in der Schlacht. Ob sich in einer andern Schlacht ein östreichischer General dieses Namens sehr hervor gethan, und zugleich gefangen worden wäre, weiß ich nicht; wenigstens habe ich es in den gleichzeitigen Berichten von dem Schlachten nicht finden können, und glaube fast nicht, daß beides zugleich vorgefallen sey. Ganz besonders distinguiret müßte sich der östreichische General doch haben, wenn der Einfall, der dem Könige in den Mund gelegt wird, passend seyn sollte; denn

†) S. Campagnes du Roi (Amst. 1763 8. vom General von Stille.) S. 164.

denn der König würde gewiß nicht ein unverdientes Lob gegeben haben, und am wenigsten, um ein Wortspiel zu sagen. Auch sieht es Ihm wirklich ganz unähnlich, daß Er den übrigen gefangenen Generalen etwas bitteres hätte sagen wollen. Das war Seine Art gar nicht; sondern Er pflegte den Gefangenen eher etwas verbindliches und tröstliches zu sagen.

XV.

Der engländische Schmid, dessen in den Anekdoten und Charakterzügen im XIIten Hefte S. 63 gedacht wird, hieß Philipps. Er war eigentlich zum Arztschmid beym Königlichen Stall angenommen. Er war ein jovialischer Mann, ein starker Boxer, dreist und voll Laune. Es ist richtig, daß ihn der König wohl leiden mochte, oft über die Pferde ihre Beschaffenheit, und Krankheiten mit ihm sprach, weil Philipps gute Kenntnisse davon hatte, auch zuweilen mit ihm scherzte, und an seinen schnellen Repartieen Gefallen hatte. Aber über die Schlacht bey Kollin konnte Philipps mit dem Könige wohl nicht gescherzt haben, denn er starb schon 1755. Auch möchte er dem Könige

einen

einen solchen Spaß wohl nicht ins Gesicht gesagt haben, als dort erzählt wird. Alles hat sein Maaß und Ziel. Es ist auch gar nicht wahrscheinlich, daß der König gegen einen solchen Mann über den König von England sollte spöttisch geredet haben. Er hatte in solchen Dingen eine feine Empfindung dessen was sich ziemt. Ein anderes wäre es an seiner Tafel gewesen. Zudem ist auch gar nicht abzusehen, über welche Schlacht der König hätte spotten wollen, in welcher der König Georg II geflohen wäre; denn die beiden Schlachten bey Oudenarde und bey Dettingen, in welchen er war, wurden gewonnen. Daß Philipps den König Du nannte, ging auf Rechnung seines gebrochenen Deutsch, welches auch zuweilen den König belustigte. Die eigentliche Geschichte ist folgende, und die Repartie viel feiner. Der König scherzte einst im Stalle mit diesem Philipps, und sagte ihm unter andern: Wenns in den Krieg ginge, so würde er wohl das Hasenpanier ergreifen. Ey, antwortete Philipps lachend, „ich habe schon „Herz, aber man hat manchmal ein Pferd, das geht „mit einem durch“! — Und nun wendete sich Philipps zu den Umstehenden, und sagte, ohne daß es der König hörte: „Bey Molwitz konnte der

„lange

„lange Schimmel auch gut laufen"! (S. oben S. 50). Ein kleiner Umstand, der bey Erzählung einer Anekdote vergessen wird, giebt oft einem Vorfalle, ein ganz anderes Ansehen.

XVI.

In eben dem Hefte S. 71 steht eine Geschichte, die, so wie sie da steht, gar nicht möglich ist. Im Schlosse zu Potsdam ist kein Saal, wo die Fahnen der Garde ständen und in welchem eine Wache wäre. Es ist zu den Fahnen eine ganz kleine Kammer aptirt, die einen besondern Ausgang hat (S. Beschr. von Berlin und Potsdam IIIter Band S. 1145); aber da standen sie nicht einmal, sondern in der Garderobe des Königs. Es sind bekanntlich beym Eingange des Potsdammer Schlosses zwey große besondere Wachhäuser, und keine Wache in einem Saale. Wenn der König Kartenspielen auf der Wache gesehen hätte, und vollends noch Zank dabey gewesen wäre; hätte er mit den Grenadieren gewiß nicht darüber gescherzt. In den Erzählungen von Anekdoten werden dem Könige oft Scherze beygelegt, die nicht seinem Charakter gemäß seyn können. Z. B. über Fehler

im

im Dienste scherzte er gewiß nicht. Er wußte gar zu gut die Folgen davon, wenn nicht alles dabey ernsthaft behandelt wird.

XVII.

Eben so steht in diesem Hefte S. 72 eine Erzählung, die höchst unwahrscheinlich ist. Es ist nicht abzusehen, warum ein Lieutenant, der bey einer Attake bey einem Manöver stürzt, und den rechten Arm zerbricht, es dem Könige sollte haben verbergen wollen. Er konnte es auch nicht; denn er wäre ja doch beym Rapport als krank angegeben worden. Ob es möglich sey, daß ein Kavallerieofficier, der bey einem Manöver den rechten Arm bricht, sich wieder aufs Pferd setze, und so lange unverbunden und in den großen Schmerzen verharre, bis er mit dem Regimente vor dem Könige vorbey defiliren kann; da der Arm gleich schwillt, und das enge Kollet die Schmerzen unerträglich müßte gemacht haben, ist schwer zu sagen. Daß ein preußischer Officier, wenn Er in seinem Zuge vor dem Könige vorbei defiliret, glauben sollte, der König würde es nicht merken, daß er den Degen nicht in der Hand habe, läßt sich auch nicht recht den-

denken. Aber am allerunwahrscheinlichsten ist es, daß der König einem Lieutenant deswegen eine Kompanie als Rittmeister geben würde, weil er bey einem Manöver den Arm zerbrochen, und sich nicht gleich hätte verbinden lassen. Der König würde ja auf diese Art allen Lieutenanten, die vor diesem waren, und allen Staabsrittmeistern beym Regimente, Tort gethan haben.

XVIII.

In eben diesem Hefte S. 91 steht eine Erzählung: der König habe in Sanssouci geglaubt, seine Leute säßen des Nachts im Weinkeller und tränken tapfer herum. Er sey daher aus dem Bette aufgestanden, habe aber den Keller verschlossen und kein Licht gefunden. Es ist nur schade, daß im Schlosse zu Sanssouci keine Keller sind; daneben hätte der Erzähler wohl überlegen mögen, daß der Keller eines königlichen Schlosses doch nicht ist wie der Keller eines Weinwirths, in welchem Gaststuben sind, wo man sich hinsetzen und zechen kann.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicolai, Friedrich, 1733-1811

Anekdoten von König Friedrich II. von Preussen, und von einigen Personen, die um ihn waren

Bd.: 4

Berlin [u.a.] (1790)

Bor. 153 do-4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10013769-9
VD18 80349250-001